

DER FELS

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Magister Thomas

10

Diakon Florian Kopp:
„Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“

12

Ursula Zöller:
Reformer und Wegbereiter
in der Kirche: Papst Pius XII.

19

Katholisches Wort in die Zeit

55. Jahr Januar 2024



INHALT

Papst Franziskus: Jesus ist meine einzige Liebe	3
Diakon Raymund Fobes: Maria, Josef und das große Gottvertrauen	8
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Magister Thomas	10
Diakon Florian Kopp: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!	12
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Er ist mein Freund	18
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Papst Pius XII.	19
Ingo Potthast: „Konzilien – Zeichen der Leitung durch den Heiligen Geist?	20
Ursula Zöller: Die letzte große Reise	22
Prof. Dr. Hubert Gindert: Die schweigende Mehrheit gibt es nicht mehr	26
Auf dem Prüfstand	28
Bücher	30
Leserbrief/Veranstaltung	31

Impressum „Der Fels“ Januar 2024 Seite 31
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Anbetung der Könige

Saluzzo - Polyptychon der Anbetung der Heiligen
Drei Könige, gemalt von Jacobino Longo im Jahr
1530, in der Casa Cavassa; Foto: privat

Foto- und Quellennachweise: Seite 31

Liebe Leser,

es war Papst Bonifatius VII. (1294-1303), der im Jahr 1300 die Tradition des Heiligen Jahres einführte, das alle 100 Jahre stattfinden sollte. Damit griff er die jüdische Tradition des Jubeljahres auf, das nach der Weisung des Moses (Lev 25,10ff) alle fünfzig Jahre stattfand. Für das Heilige Jahr wird beim Besuch der römischen Pilgerkirchen ein Jubiläumsablass gewährt und Beichtväter werden mit Sondervollmachten ausgestattet. Im Jahr 1470 verfügte Papst Paul II. (1464-1471), dass dieses Heilige Jahr alle 25 Jahre stattfinden soll, damit jeder Gläubige einmal im Leben die Gelegenheit hat ein solches zu erleben und mit einer Wallfahrt nach Rom zu verbinden. Seit dem Jahr 1500 ist mit dem Heiligen Jahr auch die Tradition der Heiligen Pforte verbunden, die zu dessen Beginn vom Papst feierlich geöffnet und zum Ende wieder verschlossen, ursprünglich sogar zugemauert wird. 2025 ist wieder ein solches Heiliges Jahr. Die Internetseite www.jubilaeum2025.va informiert ausführlich hierüber. Eine besondere Bedeutung kommt ihm deshalb zu, weil im Jahr 325 auf dem Konzil von Nicäa die Gottheit Jesu als zentrale Glaubenswahrheit definiert wurde und damit eine lange Zeit der theologischen Auseinandersetzung, das Auftreten von Irrlehrern und eine Spaltung der Christenheit beendet wurde.

Papst Franziskus setzt immer wieder besondere Akzente. So hat er ein Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen vom Dezember 2015 bis November 2016. Zur Vorbereitung auf das Heilige Jahr 2025 soll das Jahr 2024 als „Jahr des Gebetes“ begangen werden. Kürzlich war ich in Rom bei der Internationalen Tagung der Rektoren und Mitarbeiter der Heiligtümer. Gerade Wallfahrtsorte und Gebetsstätten sollen eine wichti-

ge Rolle spielen bei diesem „Jahr des Gebetes“.

Das individuelle und das gemeinschaftliche Beten sollen thematisiert und intensiviert werden. Gemeinsam mit dem Papst sollen die Bischöfe und Priester den Gläubigen Impulse geben, wie die Beziehung zum Herrn vertieft werden kann. Die Kirche hat eine reichhaltige und vielfältige Gebetstradition, bei der die alttestamentlichen Psalmen, das Gebet Jesu, Gebete der Heiligen und als besonderer Auftrag das Gebet des Herrn die Grundlage bilden.

Der Theologe Hans-Urs von Balthasar (1905-1988) hat einmal von einer „sitzenden“ und einer „knieenden“ Theologie gesprochen. Wir leben in einer Zeit, in der auf allen Ebenen unserer Kirche zahlreiche Sitzungen gehalten werden, während das Gebet beim gläubigen Volk und nicht selten bei den kirchlichen Amtsträgern vernachlässigt wird. Wir brauchen das Heilige Jahr 2025 zur Stärkung des Glaubens, zur Beendigung aller Irritationen und Häresien. Ebenso brauchen wir das Gebet und das „Jahr des Gebetes“.

Vielleicht bieten ihnen die Beiträge des FELS nicht nur Diskussionsstoff und Bestärkung im Glauben, sondern auch Impulse für Ihr Beten. So wünsche ich uns allen ein gnadenreiches „Jahr des Gebetes“ 2024.

Mit den besten Grüßen
aus Marienfried,
Rektor Georg Alois Oblinger



Jesus ist meine einzige Liebe

Apostolisches Schreiben von Papst Franziskus anlässlich des 150. Jahrestages der Geburt von Theresia von Lisieux – Fortsetzung

Zusammen mit dem Glauben lebt Theresia auf intensive Weise ein unbegrenztes Vertrauen in die unendliche Barmherzigkeit Gottes: ein „Vertrauen, das zur Liebe führt“. Sie lebt auch in der Dunkelheit das totale Vertrauen des Kindes, das sich ohne Angst den Armen seines Vaters und seiner Mutter überlässt. Für die kleine Theresia zeigt sich Gott besonders klar durch seine Barmherzigkeit, die der Schlüssel zum Verständnis aller anderen Aussagen über ihn ist: „Mir hat er seine unendliche Barmherzigkeit gegeben, durch sie hindurch beschau ich alle anderen göttlichen Vollkommenheiten und bete sie an ... Da erhalten für mich alle den Glanz der Liebe. Sogar die Gerechtigkeit (und vielleicht sie sogar mehr als alle anderen) erscheint mir wie mit Liebe bekleidet“. Dies ist eine der wichtigsten Entdeckungen von Theresia, einer ihrer bedeutendsten Beiträge für das ganze Volk Gottes. Auf außergewöhnliche Weise tauchte sie ein in die Tiefen der göttlichen Barmherzigkeit

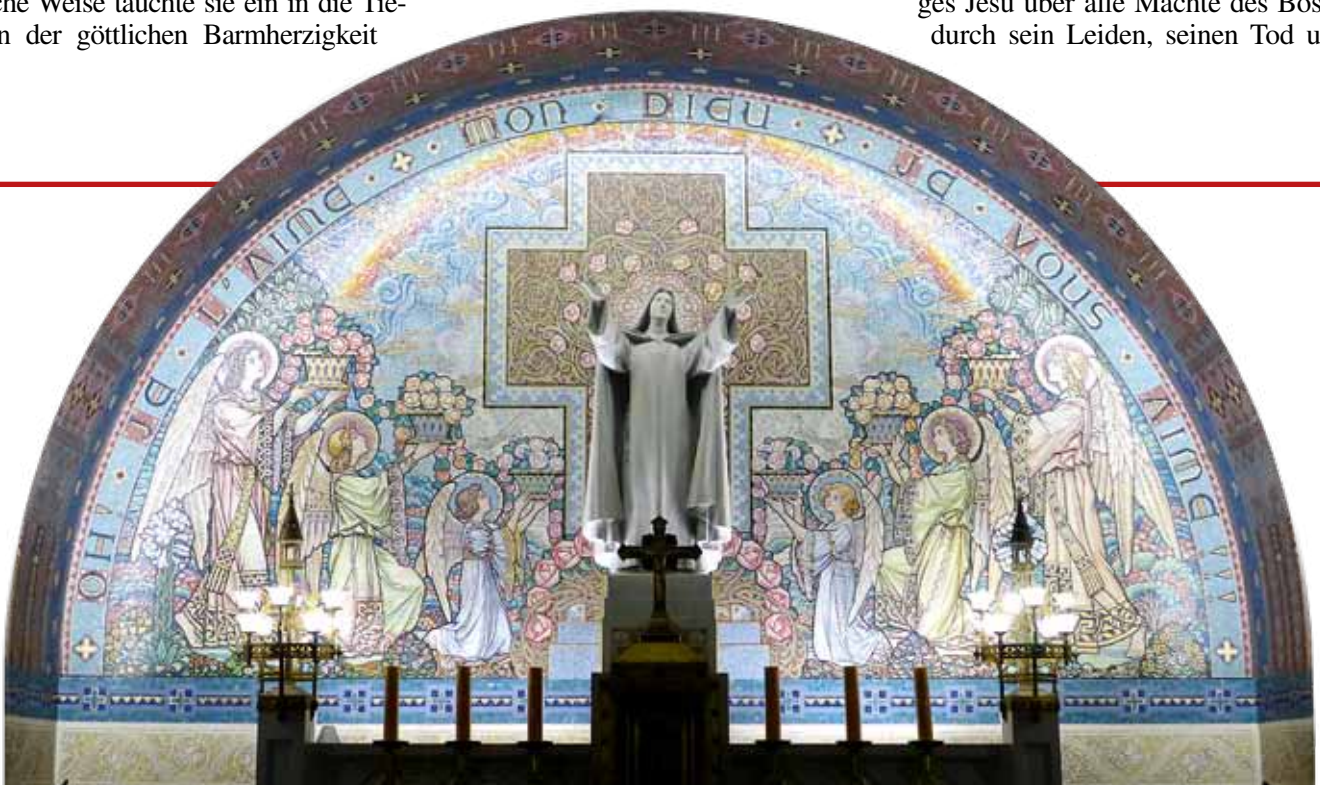
und schöpfte daraus das Licht ihrer grenzenlosen Hoffnung.

Eine ganz feste Hoffnung

Vor ihrem Eintritt in den Karmel hatte Theresia eine einzigartige geistliche Nähe zu einem der unglücklichsten Menschen erlebt, dem Verbrecher Henri Pranzini, der wegen dreifachen Mordes zum Tode verurteilt worden war und keine Reue zeigte. Indem sie die Messe für ihn aufopfert und voller Vertrauen für seine Rettung betet, ist sie sich gewiss, ihn mit dem Blut Jesu in Berührung zu bringen und sie sagt zu Gott, sie sei ganz sicher, dass er ihm im letzten Augenblick vergeben werde, und dass sie daran glaube, „auch wenn er nicht beichten und keinerlei Anzeichen der Reue geben würde“. Sie nennt den Grund für ihre Gewissheit: „Mein Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit Jesu ist so groß“. Welch unbeschreibliches

Gefühl, als sie dann erfährt, dass Pranzini noch auf dem Schafott „mit einem Mal, von einer plötzlichen Eingebung erfasst, sich umdreht, ein Kreuz ergreift, das ihm der Priester hinhält, und drei Mal seine heiligen Wunden küsst!“ Diese so intensive Erfahrung des Hoffens gegen alle Hoffnung war für sie von grundlegender Bedeutung: „Ah, nach diesem einzigartigen Gnadenerweis nahm mein Verlangen, Seelen zu retten, von Tag zu Tag zu“.

Theresia ist sich des Dramas der Sünde bewusst, auch wenn wir sie immer eingetaucht in das Geheimnis Christi sehen, mit der Gewissheit, dass „wo [...] die Sünde mächtig wurde, die Gnade übergroß geworden ist“ (vgl. Röm 5,20). Die Sünde der Welt ist riesig, aber nicht unendlich. Die barmherzige Liebe des Erlösers hingegen ist wahrhaft unendlich. Theresia ist Zeugin des endgültigen Sieges Jesu über alle Mächte des Bösen durch sein Leiden, seinen Tod und



seine Auferstehung. Vom Vertrauen bewegt, wagt sie zu sagen: „Jesus, mach, dass ich viele Seelen rette, dass es heute keinen einzigen Verdammten gibt [...] Jesus, verzeih mir, wenn ich Dinge sage, die sich nicht gehören, ich will Dir doch nur Freude machen und Dich trösten“. Damit kommen wir zu einem weiteren Aspekt dieser frischen Luft der Botschaft der heiligen Theresia vom Kinde Jesus und vom Heiligen Antlitz.

3. ICH WERDE DIE LIEBE SEIN

Da sie „größer“ als der Glaube und die Hoffnung ist, wird die Liebe niemals vergehen (vgl. 1 Kor 13,8-

zu trinken!« verlangte der Schöpfer des Alls nach der Liebe seines armen Geschöpfes. Er hatte Durst nach Liebe ...“. Die kleine Theresia möchte der Liebe Jesu entsprechen, ihm Liebe für Liebe zurückgeben.

Die Symbolik der ehelichen Liebe drückt die Gegenseitigkeit der Selbsthingabe zwischen dem Bräutigam und der Braut aus. So schreibt sie, inspiriert vom Hohelied (2,16): „Ich denke, das Herz meines Bräutigams ist ganz mein und das meine ganz sein, und ich spreche zu ihm in dieser köstlichen Einsamkeit von Herz zu Herz, bis ich ihn dann einmal von Angesicht zu Angesicht schauen darf“. Obwohl der Herr uns gemeinsam als Volk liebt, vollzieht sich die Liebe zugleich auf eine sehr persönliche Weise „von Herz zu Herz“.

gleitete wie der Atem, ist der Schlüssel zu ihrer Lektüre des Evangeliums. Mit dieser Liebe taucht sie in alle Geheimnisse des Lebens Christi ein, die sie als Zeitgenossin miterlebt, indem sie sich im Evangelium zu Maria und Josef, Maria von Magdala und den Aposteln gesellt. Gemeinsam mit ihnen dringt sie in die Tiefen der Liebe des Herzens Jesu ein. Sehen wir uns ein Beispiel an: „Wenn ich Magdalena betrachte, wie sie in Gegenwart der zahlreichen Geladenen vorgeht, um die Füße ihres angebeteten Meisters, den sie zum ersten Mal berührt, mit ihren Tränen zu netzen; ich fühle, dass ihr Herz die Abgründe der Liebe und des Erbarmens des Herzens Jesu begriffen hat, und dass dieses Herz der Liebe nicht nur bereit ist, ihr, der Sün-



13). Sie ist das größte Geschenk des Heiligen Geistes und »die Mutter und Wurzel aller Tugenden«.

Die Liebe als persönliche Haltung

Die Geschichte einer Seele ist ein Zeugnis der Liebe, in der die kleine Theresia uns einen Kommentar zu Jesu neuem Gebot gibt, das darin besteht „dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe“ (Joh 15,12). Jesus dürstet nach dieser Antwort auf seine Liebe. „Denn derselbe Gott, der erklärt, er habe es nicht nötig, uns zu sagen, wenn er Hunger hat, hat sich nicht gescheut, bei der Samariterin um ein wenig Wasser zu betteln. Er hatte Durst ... Doch mit dem Wort »Gib mir

Die kleine Theresia hat die lebendige Gewissheit, dass Jesus sie in seinem Leiden persönlich liebte und vor Augen hatte: Er hat „mich geliebt und sich für mich hingegeben“ (Gal 2,20). Bei der Betrachtung des Todeskampfes Jesu sagt sie zu ihm: „Jesus, dass du mich erblicken wolltest“. Auf die gleiche Weise sagte sie zum Jesuskind in den Armen seiner Mutter: „Mit deiner kleinen Hand, die Maria liebte, hieltest du die Welt und gabst ihr das Leben. Und du dachtest an mich“. So betrachtet sie auch zu Beginn der Geschichte einer Seele die Liebe Jesu zu allen und zu jedem einzelnen Menschen, als sei er der einzige auf der ganzen Welt.

Der Akt der Liebe „Jesus, ich liebe dich“, der Theresia so beständig be-

derin, zu vergeben, sondern auch ihr die Wohltat seiner göttlichen Nähe zu erweisen, sie zu den höchsten Gipfeln der Kontemplation zu erheben“.

Die größte Liebe in der größten Einfachheit

Am Ende der Geschichte einer Seele beschenkt Theresia uns mit ihrer Weihe als Ganz-Brandopfer an die barmherzige Liebe Gottes. Als sie sich voll und ganz dem Wirken des Heiligen Geistes überließ, empfing sie ohne Aufsehen oder auffällige Zeichen die Überfülle des lebendigen Wassers: „die Ströme, ja die Ozeane an Gnaden, die daraufhin in meine Seele eingeströmt sind“. Es ist das mystische Leben, das sich, auch ohne

außerordentliche Phänomene, allen Gläubigen als eine alltägliche Erfahrung der Liebe anbietet.

Die kleine Theresia lebt die Liebe im Kleinen, in den einfachsten Dingen des täglichen Lebens, und sie tut dies in der Gesellschaft der Jungfrau Maria, von der sie lernt, dass „lieben heißt, alles hergeben und dazu noch sich selbst schenken“. Während die Prediger ihrer Zeit nämlich oft triumphalistisch von der Größe Marias sprachen, so als sei sie uns fern, zeigt die kleine Theresia, ausgehend vom Evangelium, dass Maria die Größte im Himmelreich ist, weil sie die Kleinste ist (vgl. Mt 18,4), diejenige, die Jesus in seiner Erniedrigung am nächsten ist. Sie sieht, dass die Erzählungen der Apokryphen zwar voller beeindruckender und wunderbarer Vorkommnisse sind, die Evangelien uns aber ein demütiges und armes Leben in der Einfachheit des Glaubens zeigen. Jesus selbst möchte, dass Maria das Beispiel für die Seele ist, die ihn mit bloßem Glauben sucht. Maria war die erste, die den „kleinen Weg“ in reinem Glauben und Demut gelebt hat. Deshalb scheut sich Theresia auch nicht zu schreiben:

„Ich weiß, Jungfrau
voll der Gnaden,
dass du ganz arm in Nazaret
lebstest und nichts weiter
verlangtest:
keinerlei Verzückungen,
Wunder oder Ekstasen
verschönten dein Leben,
Du Königin der Auserwählten!
Die Zahl der Kleinen ist ja
so groß auf Erden;
sie können ohne Zittern
zu dir die Augen erheben,
weil es dir gefiel,
du unvergleichliche Mutter,
auf dem gewöhnlichen Weg
zu gehen, um sie zum Himmel
zu führen!“

Die kleine Theresia hat uns auch Erzählungen von einigen Momenten der Gnade hinterlassen, die sie inmitten des einfachen Alltags erlebte, wie etwa ihre plötzliche Eingebung, als sie eine kranke Schwester mit schwierigem Charakter begleitete. Aber es handelt sich immer um Erfahrungen intensivster Liebe inmitten ganz gewöhnlicher Situationen: „Eines Winterabends – es war kalt, es war dunkel – verrichtete ich wie gewöhnlich meine kleine klösterliche Arbeit. ... Plötzlich drang aus der Ferne der

Wohlklang eines Musikinstruments an mein Ohr. Da stand ein lichterfüllter Salon vor meinem inneren Auge, mit herrlichen goldenen Verzierungen versehen, und fein gekleidete junge Damen sagten sich gegenseitig weltliche Komplimente und Artigkeiten. Dann richtete sich mein Blick auf die arme Kranke, die ich stützte. Anstelle einer Melodie hörte ich von Zeit zu Zeit ihre Klagelaute, und anstelle der goldenen Verzierungen hatte ich die Backsteine unseres nüchternen Kreuzgangs vor Augen, den kaum ein Schimmer erhellte. Unmöglich kann ich beschreiben, was da in meiner Seele vorging. Ich weiß nur, dass der Herr sie mit den Strahlen der Wahrheit erleuchtete, welche den dunklen Glanz irdischer Feste dermaßen überstrahlten, dass ich mein Glück kaum fassen konnte ... Oh, um in den Genuss von tausend Jahren weltlicher Feste zu kommen, hätte ich keine zehn Minuten meines unscheinbaren Dienstes der Nächstenliebe hergegeben“.

Im Herzen der Kirche

Die kleine Theresia hatte von der heiligen Theresia von Ávila eine große Liebe für die Kirche geerbt und sie war in der Lage, in die Tiefe dieses Geheimnisses vorzudringen. Dies zeigt sich in ihrer Entdeckung des „Herzens der Kirche“. In einem langen Gebet zu Jesus, das am 8. September 1896, dem sechsten Jahrestag ihrer Ordensprofess, geschrieben wurde, vertraute die Heilige dem Herrn an, dass sie von einem gewaltigen Verlangen beseelt war, von einer Leidenschaft für das Evangelium, der eine einzelne Berufung nicht Genüge leisten konnte. Und so las sie auf der Suche nach ihrem „Platz“ in der Kirche noch einmal die Kapitel 12 und 13 des Ersten Briefs des Apostels Paulus an die Korinther.

In Kapitel 12 verwendet der Apostel das Bild des Leibes und seiner Glieder, um zu erklären, dass die Kirche eine große Vielfalt von Charismen umfasst, die gemäß einer hierarchischen Ordnung verbunden sind. Aber diese Beschreibung genügt der kleinen Theresia nicht. Sie setzte ihre Nachforschungen fort, las das „Hohelied der Liebe“ in Kapitel 13, fand dort die große Antwort und schrieb diese denkwürdigen Worte: „Als ich den mystischen Leib der Kirche be-

trachtete, hatte ich mich in keinem seiner Glieder wiedergefunden, wie sie der heilige Paulus beschreibt, oder besser gesagt, ich wollte mich in allen wiederfinden ... Die selbstlose Liebe gab mir den Schlüssel zu meiner Berufung. Ich begriff, wenn die Kirche einen Leib hat, der aus verschiedenen Gliedern besteht, dann fehlt diesem Leib auch nicht das notwendigste, edelste von allen. Ich begriff, die Kirche hat ein Herz, und dieses Herz brennt vor Liebe. Ich begriff, allein die Liebe lässt die Glieder der Kirche wirken, und wenn die Liebe erlöschen würde, würden die Apostel nicht mehr das Evangelium verkünden und die Märtyrer sich weigern, ihr Blut zu vergießen ... Ich begriff, die Liebe schließt alle Berufungen in sich ein, die Liebe ist alles, sie umfasst alle Zeiten und alle Orte ... mit einem Wort, sie ist ewig! ... Da rief ich in meiner überschäumenden Freude aus: O Jesus, meine Liebe ... Endlich habe ich meine Berufung gefunden. Meine Berufung ist die Liebe! ... Ja, ich habe meinen Platz gefunden, den Platz in der Kirche, und diesen Platz hast du, mein Gott, mir gegeben ... Im Herzen der Kirche, meiner Mutter, werde ich die Liebe sein ... so werde ich alles sein ... so wird mein Traum Wirklichkeit werden!!!“.

Hier ist nicht die Rede vom Herz einer triumphalistischen Kirche, sondern vom Herz einer liebenden, demütigen und barmherzigen Kirche. Die kleine Theresia stellt sich nie über die anderen, sondern sie begibt sich mit dem Sohn Gottes an die letzte Stelle, mit ihm, der um unseretwillen zum Diener wurde, sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tod am Kreuz (vgl. Phil 2,7-8).

Diese Entdeckung des Herzens der Kirche ist auch für uns heute sehr erhellend, damit wir uns nicht an den Grenzen und Schwächen der kirchlichen Institution stoßen, die von Dunkelheit und Sünden gezeichnet ist, sondern uns hineinbegeben in ihr „aus Liebe brennendes Herz“, das zu Pfingsten dank der Gabe des Heiligen Geistes entzündet wurde. Es ist dieses Herz, dessen Feuer durch jeden unserer Akte der Liebe weiter angefacht wird. „Ich werde die Liebe sein“: Das ist die radikale Option der kleinen Theresia, das ist ihre abschließende Zusammenfassung, das ist ihre ureigene geistliche Identität.

Ein Regen von Rosen

Nach vielen Jahrhunderten, in denen so viele Heilige mit großer Inbrunst und Schönheit ihren Wunsch „in den Himmel zu kommen“ zum Ausdruck brachten, gab die heilige kleine Therese mit großer Aufrichtigkeit zu: „Damals hatte ich schwere innere Anfechtungen aller Art (bis dazu hin, dass ich mich manchmal fragte, ob es überhaupt einen Himmel gibt)“. Ein anderes Mal sagte sie: „Wenn ich die Wonnen des Himmels besinge, den ewigen Besitz Gottes, dann fühle ich keinerlei Freude, denn ich besinge einfach, was ich glauben will“. Was war geschehen? Dass sie mehr auf Gottes Ruf hörte, Feuer im Herzen

nen Himmel damit verbringen, auf Erden Gutes zu tun«.

So brachte die kleine Therese ihre ganz bewusste Antwort auf die einzigartige Gabe zum Ausdruck, die der Herr ihr zuteilwerden ließ, auf dieses erstaunliche Licht, das Gott in sie eingoss. Auf diese Weise gelangte sie zu ihrer abschließenden persönlichen Zusammenfassung des Evangeliums, die bei dem vollkommenen Vertrauen ihren Ausgang nahm, um in der vollständigen Hingabe für die anderen ihren Höhepunkt zu finden. Sie zweifelte nicht an der Fruchtbarkeit dieser Hingabe:

ten Tage sagen: „Ich verlasse mich nur noch auf die Liebe“. Am Ende zählt allein die Liebe. Das Vertrauen lässt die Rosen erblühen und verteilt sie gleich einem Überfließen der Fülle der göttlichen Liebe. Bitten wir um dieses ungeschuldete Geschenk, diese kostbare Gnadengabe, damit sich die Wege des Evangeliums in unserem Leben auf-tun.

4. IM HERZEN DES EVANGELIUMS

In Evangelii Gaudium habe ich nachdrücklich dazu eingeladen, zur Frische der Quelle zurückzukehren, um das Wesentliche



der Kirche zu entfachen, als vom eigenen Glück zu träumen.

Die Verwandlung, die sich in ihr vollzog, ermöglichte es ihr, von der leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem Himmel zu einem beständigen und glühenden Wunsch nach dem Wohl aller überzugehen, der in dem Traum gipfelte, im Himmel ihre Mission fortzusetzen, Jesus zu lieben und zu bewirken, dass er geliebt wird. In diesem Sinne schrieb sie in einem der letzten Briefe: „Ich rechne bestimmt damit, im Himmel nicht untätig zu bleiben. Mein Wunsch ist, weiter für die Kirche und die Seelen zu arbeiten“. Und in denselben Tagen sagte sie noch direkter: »Ich werde meinen Himmel bis zum Ende der Welt auf Erden verbringen. Ja, ich möchte mei-

„Ich denke an all das Gute, das ich nach meinem Tod tun möchte“. „Gott würde mir den Wunsch, nach meinem Tod auf Erden Gutes zu tun, gar nicht eingeben, wenn er ihn nicht verwirklichen wollte“. „Es wird sein wie ein Regen von Rosen“.

Der Kreis schließt sich. „C'est la confiance“. Es ist das Vertrauen, das uns zur Liebe führt und uns so von der Angst befreit, es ist das Vertrauen, das uns hilft, den Blick von uns selbst abzuwenden, es ist das Vertrauen, das uns erlaubt, das, was nur Gott tun kann, in seine Hände zu legen. Daraus erwächst uns ein riesiger Strom an Liebe und Energie, die wir zur Verfügung haben, um das Wohl unserer Brüder und Schwestern zu suchen. Und so konnte Theresia inmitten des Leids ihrer letz-

und das Unverzichtbare hervorzuheben. Ich glaube, es ist angebracht, diese Einladung wieder aufzugreifen und zu erneuern.

Die Lehrmeisterin der Synthese

Dieses Schreiben über die kleine heilige Therese erlaubt es mir, an Folgendes zu erinnern: In einer missionarischen Kirche „konzentriert sich die Verkündigung auf das Wesentliche, auf das, was schöner, größer, anziehender und zugleich notwendiger ist. Die Aussage vereinfacht sich, ohne dadurch Tiefe und Wahrheit einzubüßen, und wird so überzeugender und strahlender“. Der leuchtende Kern ist „die Schönheit der heilbringenden

Liebe Gottes, die sich im gestorbenen und auferstandenen Jesus Christus offenbart hat“.

Nicht alles ist gleichermaßen zentral, denn es gibt eine Ordnung oder Hierarchie unter den Wahrheiten der Kirche, und „das gilt sowohl für die Glaubensdogmen als auch für das Ganze der Lehre der Kirche, einschließlich der Morallehre“. Das Zentrum der christlichen Moral ist die Liebe, die Antwort auf die bedingungslose Liebe der Dreifaltigkeit ist, so dass „die Werke der Nächstenliebe die vollkommenste äußere Manifestation der inneren Gnade des Geistes sind“. Am Ende zählt nur die Liebe.

Der spezifische Beitrag, den uns die kleine Theresia als Heilige und als Kirchenlehrerin schenkt, ist nicht analytisch, wie etwa derjenige des heiligen Thomas von Aquin. Ihr Beitrag ist vielmehr synthetisch, denn ihre besondere Fähigkeit ist es, uns zum Zentrum zu führen, zum Wesentlichen, zum Unverzichtbaren. Sie zeigt mit ihren Worten und mit ihrer eigenen persönlichen Entwicklung, dass, obwohl alle Lehren und Normen der Kirche ihre Bedeutung, ihren Wert, ihr Licht haben, einige dringlicher und grundlegender für das christliche Leben sind. Eben darauf hält Theresia ihren Blick und ihr Herz gerichtet.

Als Theologen, Moraltheologen, Gelehrte der Spiritualität, als Hirten und als Gläubige, müssen wir, jeder in seinem Bereich, diese geniale Einsicht der kleinen Theresia noch mehr aufgreifen und die Konsequenzen daraus zu ziehen, theoretisch wie praktisch, lehrmäßig wie pastoral, persönlich wie gemeinschaftlich. Dazu braucht es Mut und innere Freiheit.

Manchmal werden nur sekundäre Äußerungen dieser Heiligen zitiert oder es werden Aspekte erwähnt, die sie mit jedem anderen Heiligen gemeinsam hat, wie etwa das Gebet, das Opfer, die eucharistische Frömmigkeit und viele andere schöne Zeugnisse, aber auf diese Weise könnte es passieren, dass uns die ganz besonderen Aspekte ihres Geschenks an die Kirche entgehen, da wir vergessen, dass „jeder Heilige eine Sendung [ist]; er ist ein Entwurf des Vaters, um zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte einen Aspekt des Evangeliums widerzuspiegeln“. Denn „um zu erkennen, welches Wort der Herr durch einen Heiligen sagen will, ist es nicht ratsam, sich mit Details aufzu-

halten [...]. Was wir betrachten müssen, ist die Gesamtheit seines Lebens, sein ganzer Weg der Heiligung, jene Gestalt, die etwas von Jesus Christus widerspiegelt und die zum Vorschein kommt, wenn es gelingt, den Sinn der Gesamtheit seiner Person auszumachen“. Dies gilt umso mehr für die heilige kleine Theresia, da sie eine „Lehrmeisterin der Synthese“ ist.

Vom Himmel bis zur Erde bleibt die Aktualität der heiligen Theresia vom Kinde Jesus und vom Heiligen Antlitz in ihrer ganzen „kleinen Größe“ erhalten.

In einer Zeit, die uns dazu bringen will, uns in unsere eigenen Interessen zu verschließen, zeigt uns die kleine Theresia, wie schön es ist, das eigene Leben zu einem Geschenk zu machen.

In einem Augenblick, in dem es vornehmlich um oberflächlichste Bedürfnisse geht, ist sie Zeugin der Radikalität des Evangeliums.

In einer Zeit des Individualismus lässt sie uns den Wert der Liebe entdecken, die zur Fürsprache wird.

In einem Augenblick, in dem der Mensch von der Größe und von neuen Formen der Macht besessen ist, zeigt sie uns den Weg der Kleinheit.

In einer Zeit, in der viele Menschen ausgesondert werden, lehrt sie uns die Schönheit der Fürsorge und des Daseins für die Anderen.

In einem komplexen Augenblick kann sie uns helfen, die Einfachheit, den absoluten Vorrang der Liebe, des Vertrauens und der Hingabe wiederzuentdecken und eine gesetzes- oder ethikzentrierte Logik zu überwinden, die das christliche Leben mit Pflichten und Vorschriften füllt und die Freude des Evangeliums einfriert.

In einer Zeit des Rückzugs und der Abschottung lädt die kleine Theresia uns, die wir von der Anziehungskraft Jesu Christi und seines Evangeliums erfasst wurden, zum missionarischen Aufbruch ein.

Eineinhalb Jahrhunderte nach ihrer Geburt ist die kleine Theresia lebendiger denn je inmitten der pilgernden Kirche, im Herzen des Volkes Gottes. Sie geht mit uns und tut Gutes auf Erden, wie sie es sich so sehr gewünscht hat. Das schönste Zeichen ihrer geistlichen Lebendigkeit sind die zahllosen „Rosen“, die Theresia verbreitet, das heißt, die Gnaden, die Gott uns auf ihre liebevolle Fürsprache hin schenkt, um uns auf dem Weg des Lebens beizustehen.

Liebe heilige kleine Theresia,
die Kirche ist darauf
angewiesen,
dass die Farbe, der Duft
und die Freude des Evangeliums
in ihr erstrahlen.
Schick uns deine Rosen!
Hilf uns, so, wie du es getan hast,
stets auf die große Liebe zu
vertrauen,
die Gott für uns hegt,
auf dass wir jeden Tag
deinen kleinen Weg der
Heiligkeit nachahmen können.
Amen.



Raymund Fobes:

Maria, Josef und das große Gottvertrauen

Einige Gedanken zur Heiligen Familie



Das Portal der Stadtkirche „Unsere Liebe Frau“ in Bruchsal zeigt in der Mitte Maria mit dem Jesuskind, links die Erschaffung Evas und rechts die Vertreibung aus dem Paradies; stellt also Maria als neue Eva dar.

Auch wenn für viele die Weihnachtszeit schon an Silvester zu Ende ist, also nachdem sie gerade erst richtig begonnen hat, weil man ja bereits den ganzen Advent in Weihnachtsstimmung war, so dauert sie doch liturgisch bis zum 8. Januar, dem Fest „Taufe des Herrn“ – und in früheren Zeiten sogar bis zum Fest „Maria Lichtmess“, sodass diese Heilige Zeit doch gebührend begangen wird; es ist in meinen Augen auch ein schöner Brauch, wenn der Weihnachtsschmuck in den Kirchen oder Wohnungen noch bis „Lichtmess“ erhalten bleibt.

Auf diesem Grund möchte ich auch in der „Januar“-Ausgabe des „Fels“ über ein weihnachtliches Thema schreiben: „Die heilige Familie“. Angeregt dazu hat mich ein Büchlein der Theologin, Biologin und Fels-Autorin Christina Agerer-Kirchhoff „Maria und Josef – eine Liebesgeschichte“. [Rezension im FELS 12-2023] Das Büchlein bringt Überraschendes zum Themenkreis rund um das Weihnachtsfest zutage, wohl auch, weil es von einer Ehefrau und Mutter geschrieben ist, die tief im christlichen und kirchlichen Glauben an die Menschwerdung Gottes verwurzelt ist.

Im Zusammenhang mit der Heiligen Familie darf allerdings auch das Jakobsevangelium erwähnt werden. Es ist apokryph, wurde also nicht in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommen. Gleichwohl spielt es in der Frömmigkeitstradition eine wichtige Rolle, vor allem in der Verehrung der heiligen Eltern Mariens, Anna und Joachim, die hier erstmals erwähnt werden. Auch das Fest „Maria Opferung“ geht auf dieses Evangelium zurück. Heute trägt es den Namen „Gedenktag Unserer Lieben Frau in Jerusalem“. An „Maria Opferung“ wird gefeiert, dass die Eltern der Gottesmutter ihr Kind im Alter von drei Jahren den Priestern im Tempel von Jerusalem anvertraut haben. Hier sollte sie ihre Ausbildung erhalten, hier sollte sie im Glauben an Gott wachsen, in der Gottesliebe reifen – im Grunde sollte in ihr das vertieft werden, was Gott ihr bereits bei ihrer Empfängnis im Mutterschoß Annas schon geschenkt hatte: ihr Freisein von der Erbsünde – dem tiefen menschlichen Bedürfnis, sich von Gott immer wieder abzusondern, also Sünder zu werden. Maria opferte aber schon früh ihr Leben für Gott auf, das bedeutet: Sie suchte nicht ihren eigenen Willen, sondern Gottes Willen zu erfüllen, und schon deshalb entschied sie sich



Der Engel verkündet Maria, dass sie Mutter des Erlösers wird – und im Vertrauen auf Gott sagt sie „Ja“

zu einem Leben ganz in der Nähe Gottes und verzichtete auf alles, was sie hätte davon ablenken können.

Wir können davon ausgehen, dass ihr dieses Leben mit Gott Freude gemacht hat, auch wenn ihr dieser Weg mit Gott gewiss nicht immer leichtgefallen ist, aber die „Freude am Herrn“ war wohl ihre Kraft, auch das Schwere durchzustehen, was dieses Leben mit Gott ihr bereitet hat.

Diese innige und nie aufgegebene Verbundenheit Mariens mit Gott lässt sie in der Theologie auch als die „neue Eva“ erscheinen, hatte Eva sich doch (genauso wie Adam) sehr schnell verführen lassen, sich von Gott und seinem Willen abzuwenden, und Maria tat genau das Gegenteil; sie blieb Gott treu. Christina Agerer-Kirchhoff stellt hierzu einige interessante Aspekte heraus. Zunächst einmal macht sie etwas deutlich, was in seiner Relevanz zumindest mir zuvor gar nicht so bewusst war, obwohl es grundlegende Aussage der Schöpfungserzählung ist: Eva war nämlich auch ohne Erbsünde empfangen, weil es noch keine Erbsünde gab. Insofern sind Maria und Eva gleichgestellt. Aber Eva entscheidet sich anders als Maria, und so hat die Freiheit der Gottesmutter von der Erbsünde noch eine ganz andere Qualität als allein die – was natürlich nicht unwesentlich ist –, dass eine Frau ohne Erbsünde nach Gottes Willen seinen Sohn zur Welt bringen soll. Diese Freiheit von der Erbsünde zeigt nämlich, dass auch jemand, der davon frei ist, das Seine dazu tun muss, um in dieser Freiheit zu bleiben. Eva (und Adam) taten es nicht, Maria aber handelte so. So ist das „Ich bin bereit“ bei der Verkündigung durch den Engel als durch und durch freier Akt der Gottesmutter zu sehen – wenn man dem Jakobusevangelium und seinem Bericht vom Tempelgang Mariens glauben darf, gut vorbereitet und eingeübt.

Die Erbsündefreiheit Mariens unterscheidet sich aber, so Christina Agerer-Kirchhoff, von der Evas durch einen ganz wesentlichen Punkt: Eva hat Gott unmittelbar gese-



Auch Josef gehorcht vertrauensvoll dem Auftrag des Engels, Maria ein liebevoller Ehemann und dem göttlichen Kind ein treusorgender Vater zu sein.

hen, wusste um seine Wirklichkeit – Maria indessen war eine Glaubende und eine, die auf die Wahrheit Gottes, die ihr in den überlieferten Schriften und durch Menschen ihrer Zeit vermittelt wurde, vertraute. In diesem Punkt stimmt sie wiederum mit ihrem Bräutigam Josef überein, der auch ein Glaubender und Vertrauender war. Der Vergleich zwischen Eva und Maria zeigt nun aber nicht zuletzt auch, dass Menschen offenbar selbst dann, wenn sie mehr von Gott wissen würden als jeder normal Sterbliche, nicht davor bewahrt sind, ungläubig zu sein, also nicht mit Gott in einer Beziehung leben. Das macht Jesus auch in dem Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Lk 16, 19-31) deutlich. Der Reiche, der den Armen vernachlässigt hat, findet sich nach dem Tod wieder in der Unterwelt (nicht in der Hölle, sondern in einem Zwischenzustand, wo Gottes Urteil noch aussteht, wie Papst Benedikt XVI. in seiner Hoffnungszyklika „Spe salvi“ verdeutlicht) und bittet dann den Patriarchen Abraham darum, dass Lazarus, nun im Himmel in Abrahams Schoß, seine Brüder mahne, ihr Leben zu ändern. Die weise Antwort Abrahams lautet: „Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.“ (Lk16, 31). Also nicht einmal die Anschauung Gottes oder das Zeugnis eines Auferstandenen ist für den Menschen eine Garantie umzukehren und sich Gott zuzuwenden. Der Glaube braucht also immer wieder das aktive Sich-Festmachen an diesem Gott, und da können Maria und Josef für uns heute Vorbild sein. Dabei haben sie auf diese Weise tatsächlich mit ihrem Gott Mauern überspringen können, Mauern der Angst und der Verzweiflung. So zeigen die heiligen Eltern Jesu sehr deutlich, dass ein Leben mit Gott auch bei allen Bedrängnissen, die keinem erspart werden, zur Erfüllung führt. Und sie zeigen dadurch, dass die Warnung, sich von diesem Gott nicht zu trennen, kein leeres Gerede ist, das man geflissentlich ignorieren darf, sondern ein wirklicher guter Rat, dass das Leben gelingen kann – in dieser Welt, und vor allem auch in der kommenden. ■

Magister Thomas

Thomas von Aquin starb vor 750 Jahren. Er war Lehrer aus Leidenschaft

Der Namenstag des Magisters Thomas von Aquin, 28. Januar, fällt im 750sten Jahr nach seinem Tode zusammen mit dem Sonntag von Christus als dem Lehrer. Der glaubend denken und denkend glauben wollte, war Lehrer aus Beru-



Heiliger Thomas von Aquin, Köln, Dom, Apostelkonzil-Fenster

© Hohe Domkirche Köln, Dombauhütte;
Foto: Glasrestaurierungswerkstatt

fung. Papst Pius XI. legt vor gut 100 Jahren allen katholischen Dozenten ans Herz, sie sollen sich intensiv mit dem heiligen Kirchenlehrer Thomas beschäftigen, dem „allgemeinen Lehrer“ (1225-1274). Keinem anderen Lehrer hat die Kirche einen höheren Rang zugewiesen. Der italienische Dominikanermönch wurde nur 49 Jahre alt. Als Philosoph und biblischer Theologe ließ er sich von Aristoteles inspirieren und verband dessen positive Sicht des Leiblichen, der weltlichen Dinge, der Materie, mit der christlichen Schöpfungsfrömmigkeit. Thomas hinterlässt ein gigantisches Schriftwerk. In Köln lernt und lehrt er, vor allem an der Universität in Paris.

Man hört, es würden sich wieder mehr junge Studenten für ihn interessieren. Ehrlicher ist es zu sagen, er spielt keine große Rolle mehr an den katholischen Fakultäten. Ist es zu viel, zu schwer, ihn zu lesen? Ist er nicht mehr aktuell? Schon als Benediktinerschüler auf Monte Cassino kennt er die Bibel weitgehend auswendig. Seine Schriften sind getränkt von der Schrift. Seine Lehre nimmt Maß an der Lehre Jesu. Vorsicht also, Thomas zu schnell abzuwerten oder in Vergessenheit verfallen zu lassen! Es ist am Ende die Lehre Jesu getroffen.

Als Theologieprofessor hat Thomas viel zu tun, Vorlesungen, Disputationen, Veröffentlichungen, Predigten. Seine Arbeitskraft ist aufs Äußerste in Anspruch genommen. Je bekannter er wird, umso mehr Anfragen kommen auf ihn zu, Bitten um theologische Stellungnahmen, Rat in Ordensangelegenheiten, Voten und Gutachten. Bischöfe, Ordensobere, Wohltäter, Studenten klopfen an. Auch Päpste. Trotz gewaltiger Arbeitslast antwortet er fast immer.

Fragenden muss ein Lehrer Antwort geben, sagt Thomas. Für Papst

Urban IV. schreibt er mit Fleiß und dichterischer Genialität die erbeten Gebete für das Fronleichnamsfest. Sie werden bis heute vom Volk gerne gesungen. Gottheit tief verborgen (Gotteslob 497), Sakrament der Liebe Gottes, Tantum ergo (GL 493-496), Deinem Heiland, deinem Lehrer (GL, Bistumseigenteile). Alles von Thomas.

Bischöfe wollen wissen, wie die Priester bei der Beichte sprechen sollen. „Es spreche dich los...“ oder „Ich spreche dich los im Namen ...“? Immer stellt Thomas Für und Wider zusammen. Hier entscheidet er für die neuere Absolutionsformel. Der Priester solle mit dem „Ich“ Christi sprechen. Ein unbekannter Student will auf die Schnelle noch 30 Fragen beantwortet haben. Dies bitte in 4 Tagen. Thomas stöhnt leise – und macht es. Lehren ist für ihn nicht nur Mitteilung von Sachverhalten, sondern ein Werk der Liebe. Auf dem Weg zur Erfüllung einer Verpflichtung als theologischer Berater beim Konzil von Lyon stirbt Thomas am 7. März 1274.

Sein größtes Werk ist die Summa theologica. 3000 Artikel mit Pro und Contra schreibt er als Lehrbuch zur Unterweisung der Beginnenden, für Anfänger. Ein Artikel in Länge von etwa einer Seite ist kein Monolog, sondern ein Dialog, ein Gespräch, ein Austausch von Argumenten. In der Summa sagt er über den Lehrer (De magistro), der müsse den Schülern helfen, selbständig zu denken und zu erkennen. Thomas fördert in moderner Didaktik die Eigenaktivität der Lernenden. Er will sie zum Staunen führen. In den Disputationen ist es ihm das erste, die Gegenargumente, die Meinungen der Gegner stark zu machen, sie bestens darzustellen. Und dann erst zu antworten darauf.

Dass wir immer auf das Ziel ausgerichtet bleiben sollen, das ewige Leben in der Anschauung Gottes, lehrt Thomas. Aber auch höchste Schöpfungsbejahung. Und dass nur die mit dem Leib verbundene Seele Gott ähnlich ist. Die Unfähigkeit und Unwilligkeit zu sinnlicher Freude und Lust ist für ihn ein Übel, ein Mangel. Irgendwelche sagen, dass es im Paradies Zeugung nur ohne Geschlechtsakt gegeben habe. Unsinn,

sagt Thomas. Im Gegenteil: Dort war die menschliche Natur reiner und der Leib sensibler und darum die sinnliche Lust größer. Leiblichkeit, Natur, Sexualität sind gut. Der Lehrer Thomas zieht die Verbindung zur Fleischwerdung des Logos und dazu, dass Jesus für die Sakramente sichtbare Dinge genommen hat, Wasser, Öl, Brot, Wein. Dass Leidenschaft auch in Zucht genommen werden muss, verstehe sich von selbst. ◇



Thomas inmitten interessierter Zuhörerschaft.
Sonne und Licht symbolisieren die Klarheit der Lehre des Thomas.

Mahnbrief an Frater Johannes über die Weise zu studieren (Thomas von Aquin)

Da du mich gefragt hast, mein lieber Bruder Johannes, wie du studieren musst, um den Schatz der Wissenschaften zu gewinnen, möchte ich dir folgenden Rat geben:

Wähle den Weg über die Bäche und stürze dich nicht gleich ins Meer! Man muss durch das Leichtere zum Schwierigen gelangen.

Das ist also meine Mahnung und Richtlinie für dich. Ich sage dir: Sei bedachtsam im Reden und gehe bedachtsam in ein Gespräch.

Erhalte dir die Reinheit des Gewissens. Höre nicht auf zu beten. Liebe deine Zelle, wenn du in den Weinkeller der Weisheit geführt werden möchtest.

Zeige dich liebenswürdig gegenüber allen. Kümmere dich nicht um das Tun der anderen.

Sei mit keinem zu vertraulich; denn zu große Vertraulichkeit bringt Geringschätzung ein und schafft Gelegenheit, sich dem Studium zu entziehen.

Mische dich nicht in das Reden und Tun der Weltleute ein. Meide Streitgespräche, was immer auch beredet wird.

Versäume nicht, den Spuren der Heiligen und Guten zu folgen. Beachte nicht, von wem du etwas hörst, sondern, wenn Gutes gesagt wird, merke es dir.

Was du liest oder hörst, bemühe dich zu verstehen. In Zweifeln verschaffe dir Gewissheit.

Wenn du etwas in der Schatzkammer deines Geistes verschließen kannst, dann bemühe dich, wie ein Dürstender die Gefäße zu füllen.

Suche nicht, was für dich zu hoch ist. Wenn du diese Bahn einschlägst, wirst du lebendig bleiben und nützliche Frucht bringen im Weinberg des Herrn der Scharen, solange du lebst.

Und wenn du das befolgst, wirst du erreichen können, was du begehrest.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“

Denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben.“

(Lk 12,32)



Jedes Jahr singen wir am Heiligen Abend mit Rührung das Lied von der gnadenbringenden Weihnachtszeit: „Welt ging verloren, Christ ist geboren. Freue dich, o Christenheit!“ Verloren kam die Welt vor zweitausend Jahren nicht nur den Israeliten vor, die unter dem Joch der römischen Besatzer und einem gottlosen König litten. Verloren schien die Welt auch zur Zeit der Völkerwanderung, der Schwarzen Pest, des Dreißigjährigen Krieges oder der beiden Weltkriege. Das Gefühl der Verlorenheit und Verunsicherung beschleicht uns auch zunehmend seit der Jahrtausendwende: mit den Terroranschlägen seit 2001, der Finanzkrise 2008, der Flüchtlingswelle 2015, der Coronapandemie 2020, dem Krieg in Europa mit der Teuerung im Gefolge und die Eskalation des Terrors in Israel/Palästina und des Hasses in arabischen deutschen Städten. Die Welt ist aus den Fugen, so scheint es vielen.

Dazu kommt die moralische Desorientierung in Politik und Gesellschaft, die als „Zeitenwende“ gepriesen wird, de facto aber nichts anderes als Ver-wahr-losung kennzeichnet – also das Aufgeben der Wahrheit in allen Fragen, welche die Natur des Menschen betreffen. Leider reicht diese Verwahrlosung weit in die Kirche hinein; wie sonst sollte man sich erklären, dass ausgerechnet der Missbrauchsskandal dazu instrumentalisiert wurde, um die christliche Sexualethik aus den Fugen zu heben.

Nicht wenige Christen mutmaßen, dass die Endzeit angebrochen ist, und zwar mit Recht! Denn Endzeitstimmung war bereits das Lebensgefühl des frühen Christentums – allerdings unter positivem Vorzeichen. Bereits dreihundert Jahre bevor (um 350) die Feier des Weihnachtsfests belegt ist, bereiteten sich Christen auf das zweite Kommen Christi (*adventus*) vor. „Advent“ war für sie eher die Erwartung seiner *Wiederkunft* als die Erinnerung an seine Geburt, eher *Zukunft* als Vergangenheit, eher sehnen-*de Hoffnung* als satte Zufriedenheit.

Dass Jesus wiederkommen wird, um alles zu vollenden, ist keine sektiererische Sonderlehre der Freikirchen, sie gehört zum Kernbestand unseres Glaubens. Mindestens dreimal wird in der Heiligen Messe daran erinnert: Im Credo, im „Geheimnis des Glaubens“ und im sog. Embolismus nach dem Vaterunser: „Erlöse uns, Herr, von allem Bösen und gib Frieden in unseren Tagen! Komm uns zu Hilfe mit deinem Erbarmen und bewahre uns vor Verwirrung und Sünde, damit wir voll Zuversicht das Kommen unseres Erlösers Jesus Christus erwarten.“ Wer sich nicht von sündigen Umtrieben der Welt verwirren lässt, darf demnach das Erscheinen Christi (seine Parusie) voll

Zuversicht erwarten. Auch die Trostreichen Geheimnisse des Rosenkranzes betrachten die endzeitlichen Geheimnisse (vgl. Gotteslob Nr. 4.6 und die Andacht 680.9, sowie der Totenrosenkrantz Nr. 915 im Augsburger Diözesanteil).

Die Zuversicht, dass der Messias einmal allen Krisen, Kriegen, Krankheiten, Katastrophen ein Ende bereiten werde, ist der Grund christlicher Hoffnung. Heute dagegen ist die westliche Wohlstandsgesellschaft geprägt von einem Klima der Angst. Wie finstere Gewitterwolken türmen sich Ereignisse und Stimmungen, die angst und bang machen: die Folgen des Klimawandels, eine von Autokraten und Populisten aufgeheizte Weltlage, wachsende Flüchtlingsströme, angestrengt von Europa fern gehalten, die Polarisierung unserer Gesellschaft, die Verrohung der Diskussionskultur. Vor allem die diffuse Sorge, Lebensqualität und Gesundheit verlieren zu können, raubt vielen die innere Ruhe.

Psychologen definieren diese Verlustängste als Mangel an Vertrauen in dreifacher Hinsicht: Zweifel an den eigenen Möglichkeiten, Misstrauen auf die Mitmenschen und Argwohn gegenüber Gott. Diese Verlustängste engen unser Menschsein ein und hemmen die Entfaltung der Liebe in ihren drei Dimensionen: Gottesliebe, Selbstannahme und Nächstenliebe. Wir Christen sind daher aufgerufen, uns nicht vom Virus der Angst infizieren zu lassen. Die Heilung kommt von Gott, der sich selber als schutzloses Kind in die Krippe legen ließ, um uns die Angst zu nehmen und uns vom Hader zu befreien.

Immer wieder habe ich die Erfahrung gemacht, dass die gelassene Erwartung des Heils in den Freikir-

chen spürbarer ist als in den Volkskirchen, die stärker der Versuchung ausgesetzt sind, sich mit der Welt zu arrangieren. Dabei sagt Christus: „In dieser Welt habt ihr Angst; doch seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Im Kreuz Jesu finden wir Trost und Resilienz.

Heinrich Böll schrieb vor 70 Jahren (in: Karlheinz Deschner, Was halten Sie vom Christentum? München 1953):

„Eine christliche Welt müsste eine Welt ohne Angst sein, und unsere Welt ist nicht christlich, solange die Angst nicht geringer wird, sondern wächst, nicht die Angst vor dem Tode, sondern die Angst vor dem Leben und den Menschen, vor den Mächten und Umständen, Angst vor dem Hunger und der Folter, Angst vor dem Krieg.“

Doch kritisch merkt er an: „Ich spüre, sehe und höre, merke so wenig davon, dass die Christen die Welt überwunden, von der Angst befreit hätten, von der Angst im Wirtschaftsdschungel, wo die Bestien lauern, von der Angst der Juden, der Angst der Neger, der Angst der Kinder, der Kranken. Nirgendwo im Evangeli-

die Hände des Menschen fallen lassen“, wäre für ihn ein Alptraum, denn „unter Christen ist Barmherzigkeit wenigstens möglich. Hin und wieder gibt es sie: Christen; und wo einer auftritt, gerät die Welt in Staunen.“ Milliarden Menschen auf dieser Welt hätten die Möglichkeit, die Welt in Erstaunen zu setzen. „Vielleicht machen einige von dieser Möglichkeit Gebrauch.“

„Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen.“

„Ich glaube an Christus, und ich glaube, dass Christen auf dieser Erde das Antlitz dieser Erde verändern können. Und ich empfehle es der Nachdenklichkeit und Vorstellungskraft der Zeitgenossen, sich eine Welt vorzustellen, auf der es Christus nicht gegeben hätte. Ich glaube,

Krankheit des Hasses. „Christ ist erschienen, uns zu versöhnen“, dürfen wir seit 200 Jahren glauben, singen, bekennen.

1. WEIHNACHTEN: EIN THERAPEUTISCHES FEST.

„Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll.“ Wer kennt nicht dieses Wort des Engels an die Hirten, die auf den Weiden von Betlehem Wache halten (Lk 2,10)? Mit einer großen Freude beginnt Lukas sein *Eu-angelion*: die *Gute Botschaft* von der Menschwerdung des Gottessohnes. „Fürchte dich nicht“, das hatte Gottes *Bote* (griech. *angelos*) schon im 1. Kapitel zu Zacharias und Maria gesagt, als er ihnen die Geburt des Messias und seines Wegbereiters Johannes ankündigte (Lk 1,30+13). Und im Matthäusevangelium steht auch die Ermutigung an Jesu Vater: „Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist“ (Mt 1,20).



Als Jesus die vielen Menschen sah, tieg er auf einen Berg. Er setzt sich und seine Jünger traten zu ihm. Dann begann er zu reden und lehrte sie.



Selig, die nicht sehen und doch glauben.

um finde ich eine Rechtfertigung für Unterdrückung, Mord, Gewalt. Ein Christ, der sich ihrer schuldig macht, ist schuldig.“

Und doch sieht Böll in einer atheistischen Welt, „in der Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde“, keine Alternative: „Den Menschen in

dass eine Welt ohne Christus selbst die Atheisten zu Adventisten machen würde.“

Jesus hat den ersehnten Impfstoff gegen das Virus der Angst; sein Wort schützt uns vor der Infektion mit Gleichgültigkeit, und seine Sakramente immunisieren uns gegen die

Wir wundern uns heute vielleicht darüber, dass die Adressaten der Botschaft zuerst so erschrecken, statt sich einfach zu freuen und geehrt zu fühlen.

Und ihr Erschrecken ist sicher nur vordergründig in der Erscheinung des Engels begründet: Zacharias,

Maria, Josef und die Hirten haben sicher begriffen, dass mit dem Gruß auch ein Auftrag verbunden ist, der in ihrer Zeit nicht ohne Probleme zu bewältigen ist.

Denn eine materielle und geistliche Dunkelheit hatte sich über das Land gelegt. Zur gnadenlosen Fremdherrschaft der Römer und einer bedrückenden Steuerlast kamen die Willkür eines gottlosen Königs und eine korrupte Priesterkaste. Zacharias und Elisabeth waren schon alt und ihr Sohn Johannes sollte sich als Prophet mit Priestern und dem König anlegen; Maria und Josef waren noch nicht verheiratet und mussten ihr Kind vor Herodes in Sicherheit bringen; die Hirten waren die Proletarier des Landes und mussten den Kindermord von Betlehem ausbaden.

Herodes war der schlimmste der Diktatoren seiner Zeit. An seinem Beispiel sehen wir, dass Angst und Gewalt nur zwei Seiten derselben Medaille sind. Da nämlich der König in ständiger Angst um seine Macht lebte, ließ er konsequent alles beseitigen, was sich gegen ihn regen könnte, sogar in seiner Familie. Als

Angst. Die Herrschaft Gottes wird proklamiert. Der Ruf ergeht an uns alle. Und wir alle haben sie in uns, die Angst, und daraus dann auch die Neigung, Angst zu machen, um etwas zu erreichen, Druck auszuüben, aus Angst, uns nicht durchzusetzen.

Gott aber „hat uns geschenkt, dass wir, aus Feindeshand befreit, ihm furchtlos dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinem Angesicht all unsre Tage“. So preist Zacharias den Herrn, nachdem er seine Zweifel überwunden und das Vertrauen wiedergefunden hat (Lk 1,74), – ein Gottvertrauen, das die Benediktinerin Sr. Silja Walter in folgende Verse gegossen hat:

Fürchtet euch nicht! Jemand hat nachgezählt: 366mal sagst du uns das in der Bibel. Herr, für jeden Tag im Jahr einmal und für den Schalttag noch einmal extra dazu. Jeden Tag beim Erwachen, kann ich dich also noch mit geschlossenen Augen fragen: Was sagst du mir heute? Ich weiß schon zum vornherein, was: Fürchte dich nicht, sagst du, und das gilt für den Tag und die Nacht, bis anderntags früh. Erwache ich dann und frag ich dich wieder: Was sagst du mir

der wird den Tagesbefehl Gottes noch hinter den schlaftrunkenen Augen in seinem Innern vernehmen und gleich erwachen daran. Er wird aufstehen und einfach gehorchen. Er wird sich nicht fürchten tagsüber, auf gar keinen Fall. Denn Gott will es nicht haben, er leidet es nicht.

Aber sie steckt uns im Blut, Herr, die Angst, das weißt du selbst, du hast sie ja durchgemacht wie nie ein Mensch unter uns. Wir haben Angst, seit der erste von uns sich verkroch im Gebüsch vor dir. Seit er zu seiner Frau heimkam und sagte: Der ältere hat den Jungen erschlagen heut Morgen draußen im Feld. Seit die Flut die Menschheit ertränkte, außer den acht Leuten auf dem großen Schiff. Seit es das Böse gibt auf der Welt und in uns. Seither gibt es die Angst in uns und die schreckliche Angst vor der Angst.

Aber jetzt bin ich entschlossen von Weihnachten an, mich nicht mehr zu fürchten. Fürchte dich nicht. Um uns das zu sagen, ließ Gott Weihnachten geschehen. Denn Weihnachten heißt: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir.



Selig, die arm sind vor Gott,
denn ihnen gehört das Himmelreich.



Selig, die Trauernden,
denn sie werden getröstet werden.

die Sterndeuter nach dem neugeborenen König der Juden fragten, erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. Das Volk lebt in der Angst vor diesem Tyrannen.

In diese Welt hinein sagt der Engel „Fürchtet euch nicht!“ und begründet eine neue Anti-Bewegung gegen die

heute? Dann hör ich dich sagen: Fürchte dich nicht. Und weiter so, Tag um Tag, als wäre ein Jahr nur ein Tag.

Das hat mit Weihnachten zu tun, mit dem, was damals geschah, in jenem Stall in der Nacht, das steht fest. Wer sich das klar überlegt,

2. DIE MITTE DES EVANGELIUMS

Das „Fürchte dich nicht!“ markiert nicht nur den Beginn des Evangeliums, sondern ist geradezu das Programm der Gottesherrschaft. Jesus selber, das Kind der Verheißung, spricht dieses Wort seinen

Jüngern zu. Schon bei der Berufung von Simon Petrus sagt er: „Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen (Lk 5,10).“ Und in der Mitte des Evangeliums (Mt 10,26-31; vgl. Lk 12) ruft er ihnen die Ängste ins Bewusstsein, die zwischen uns und Gottes Plänen stehen: „Ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden ... [Aber] fürchtet euch nicht vor ihnen! ... Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können, sondern fürchtet euch eher vor dem, der Seele und Leib in der Hölle verderben kann! Verkauft man nicht zwei Spatzen für einen Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen zur Erde ohne den Willen eures Vaters. Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt. Fürchtet euch also nicht! Ihr seid mehr wert als viele Spatzen. Jeder, der sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen“ (Mt 10,22-32).

Konkret sind hier drei Ängste angesprochen: Zum einen die Men-

Sodann die Sorge um den Leib: In vielen Teilen der Welt ist es heute gefährlich, ja lebensgefährlich, sich zum christlichen Glauben zu bekennen. Wie sehr aber auch uns die Sorge um den Körper umtreibt, hat die Angst vor Corona gezeigt. „Das Wichtigste ist die Gesundheit“, wird oft gesagt. Aber stimmt das wirklich? Denn was nützt die beste Gesundheit, wenn deine Seele voller Bosheit ist? Jesus sagt deshalb sehr krass und direkt: Der leibliche Tod ist nicht das größte Übel. Viel schlimmer ist die seelische Verwilderung, also der Tod der Seele (Mt 10,28; Lk 12,5).

Und schließlich die Angst, nicht gut genug zu sein: Viele zweifeln an ihrem Wert fühlen sich minderwertig, ungeliebt oder nicht liebenswert. Ihnen sagt Jesus, Gott kümmert sich sogar um die Spatzen: „Fürchtet euch nicht! Ihr seid mehr wert als viele Spatzen“ (Mt 10,31; Lk 12,7). Manche Ängste begleiten uns durchs ganze Leben. Wir dürfen sie ehrlich anschauen und sie uns eingestehen. Jesus sagt uns nicht: Es wird euch nichts passieren! Sondern: Ihr seid vor Gott wertvoll! Also fürchtet euch nicht!

euch das Reich zu geben. Verkauft euren Besitz und gebt Almosen! Macht euch Geldbeutel, die nicht alt werden! Verschafft euch einen Schatz, der nicht abnimmt, im Himmel, wo kein Dieb ihn findet und keine Motte ihn frisst! Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Eure Hüften sollen gegürtet sein und eure Lampen brennen! Seid wie Menschen, die auf ihren Herrn warten, der von einer Hochzeit zurückkehrt, damit sie ihm sogleich öffnen, wenn er kommt und anklopft! Selig die Knechte, die der Herr wach findet, wenn er kommt!“ (Lk 12,29-37)

Letztendlich geht es Jesus um ein Vertrauen auf Gott, das grenzenlos ist, weil seine Liebe bedingungslos und unendlich ist. Nur sie kann uns von Ängsten befreien, die Sorgen nehmen, das Leid überwinden und wird sogar den Tod selbst entmachten.

3. OSTERN: JESUS HAT DEN TOD ENTMACHTET

Mit Schrecken und Entsetzen endet dagegen das Markusevangelium: Die Frauen finden das Grab Jesu leer



Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.



Selig, die Barmherzigen, denn sie werden Erbarmen finden.

schenfurcht: Angst, zu dem zu stehen, was wir glauben und wovon wir überzeugt sind. Jesus will, dass seine Jünger mutig für die Wahrheit eintreten, auch wenn sie unangenehm ist und vielleicht Nachteile bringt. Wir sollen den Glauben nicht verschämt verstecken, sondern ehrlich und offen bekennen.

„Sucht nicht, was ihr essen und was ihr trinken sollt, und ängstigt euch nicht! Denn nach all dem streben die Heiden in der Welt. Euer Vater weiß, dass ihr das braucht. Vielmehr sucht sein Reich; dann wird euch das andere dazugegeben. Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn euer Vater hat beschlossen,

vor und werden von einem jungen Mann in weißen Gewändern belehrt, dass der Herr auferstanden sei. Sie aber „verließen das Grab und flohen! Denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemandem etwas davon; denn sie fürchteten sich“ (Mk 16,8). Dieses Ende schien späteren Kopisten so unerträglich,

dass die Erzählung abrundeten (sekundärer Markus-Schluss V. 9-20). Vermutlich aber wollte Markus die Leser des ersten Evangeliums provozieren: Sie sollten es nicht hinnehmen, dass die Frauen die Frohe Botschaft für sich behalten, und nun selber den Auferstandenen verkünden. Sie sind berufen, die Auferstehung Jesu nicht für sich zu behalten, sondern das lebendige Wort des lebendigen Gottes zu bezeugen. Dies aber würde voraussetzen, dass sie die Angst vor der Welt überwinden, weil sie ihm selber begegnet sind. Markus sagt seinen Lesern: Ihr seid das lebendige Evangelium, das die Welt lesen muss! Euer Leben soll die Begegnung mit Christus widerspiegeln.

Aber dazu braucht es mehr, als vor einem leeren Grab zu stehen und sich von einem „Mann in weißen Gewändern“ aufklären zu lassen. Auch die Frauen des Ostermorgens brauchten eine lebendige Begegnung mit dem Auferstandenen, um aus der Todesstarre herauszufinden. Und selbst Maria Magdalena haben die Apostel nicht glauben können, bis sie dem Lebendigen leibhaftig begegnet sind.

den können auf der Grundlage historischer Befunde und Quellen Gewissheit erlangen. Aber selbst diese historischen Zusammenhänge können allenfalls dazu beitragen, die größten Verständnisschwierigkeiten auszuräumen. Sie wenden sich an den Verstand, nicht an das Herz des Menschen. Sie sind noch nicht das lebendige und leibhaftige Zeugnis, das vor der Welt abzulegen der Herr selbst uns aufgerufen hat.

Das leere Grab ist nur ein Indiz für die Auferstehung, aber noch kein Grund zu glauben. Glaube ist mehr als die Orientierung an Vernunftgründen; Glaube ist ein existenzielles und gelebtes Vertrauen, das unser Leben befreit und bereichert, eine Lebensart, die heilsame Erfahrungen und Erlebnisse ermöglicht, ein Umgang mit der Welt und den Mitmenschen, der nachdenklich macht und überzeugt.

Nur wer dem Lebendigen selbst begegnet ist, kann dieses Leben einer Welt bezeugen, über die sich der Schatten des Todes gelegt hat. Nur wer von ihm aus der Todesstarre erlöst ist, nur wer mit ihm auferweckt

Darin ist der Grund für den triumphalen Siegeszug der Jüngerbewegung in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu sehen: Dass man von Jerusalem bis Rom und von Britannien bis Indien Menschen begegnet, die von einem unauslöschbaren Leben ergriffen wurden, das keinen Tod mehr kennt, und die gar nicht anders können, als von der Quelle des Lebens, nämlich von Gott selbst, zu erzählen.

Oder geht es uns immer noch wie den Frauen, bevor sie dem Sieger über Tod und Sünde begegnet sind: „*Sie sagten niemandem etwas davon; denn sie fürchteten sich.*“ Fürchten wir uns noch? Und wovor eigentlich? Sperren wir uns lieber ein wie die Jünger aus Angst vor Tempelwache und Römern?

Immer wieder hört man, Glaube sei Privatsache und es schicke sich nicht, davon zu reden. Und Schweigen sei schließlich ein Ausdruck von Toleranz. Man will ja auch niemand zu nahe treten, und jeder könne doch nach seiner Fassung selig werden. Verstecken wir doch



Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden.



Selig, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen.

Dass es sich bei der Auferstehung Jesu nicht nur um Glauben handelt, hat Johannes Hartl vom Gebetshaus Augsburg ebenso schlüssig und detailliert wie unterhaltsam dargelegt (vgl. seinen Vortrag „Die Beweisfrage der Auferstehung Jesu“ auf Youtube). Wir sind also nicht nur auf Hörensagen angewiesen, son-

ist, lebt befreit von den Fesseln der Selbstsucht und der Angst, zu kurz zu kommen. Wenn aber der Auferstandene „Schrecken und Entsetzen“ aus den Herzen vertreibt, erfüllt er sie mit Freude und Vertrauen: Freude am lebendigen Gott und Vertrauen ins Leben: ein Leben, das selbst den Tod überwindet.

nicht unsere Menschenfurcht hinter solchen Ausreden! Das hat nichts mit Toleranz zu tun, vielmehr ist es ein Ausdruck von Gleichgültigkeit. Oder glauben wir etwa, Jesus hätte dafür sein Leben hingegeben, dass wir die Welt in Ruhe lassen und unsere Mitmenschen nicht behelligen?

Wenn wir wirklich glauben, dass wir bereits erlöst sind, dass wir uns die Erlösung nicht erst verdienen müssten, dann können wir doch nicht mehr schweigen! Die Botschaft des Lebens ist doch ein Angebot, das Gott den Menschen durch unser Glaubenszeugnis machen will, und das von seinem Sohn am Kreuz unendlich teuer erkaufte wurde (vgl. Röm 6,4-11).

Aber vielleicht haben wir ganz andere Probleme mit unserem Glauben als Menschenfurcht und eine an Gleichgültigkeit grenzende Toleranz. Vielleicht zweifeln wir insgeheim immer noch, ob Gott es wirklich gut meint mit der Welt und ob er mich wirklich so bedingungslos lieb hat, wie Jesus es mit jedem Atemzug verkündet hat. Ist nicht der heillose Zustand der Welt ein Gegenargument für die Liebe Gottes? Wie kann er das alles zulassen? Ist *er* vielleicht gleichgültig gegenüber dem Leid in der Welt – gegenüber meinen Sorgen und Nöten? Oder gefällt es ihm vielleicht, die Welt für ihre Schuld zu strafen – und mich für meine Sünden?

und mitten in dieses Unheil hat er auch uns gesandt, um seine Liebe zu bezeugen und das Leben in Fülle zu feiern. Und nichts und niemand darf uns daran hindern, dies zu tun und zu verkünden.

Das heißt aber auch, dass wir nicht panisch und verbissen darauf reagieren, sondern mit Herz und Verstand, mit Vertrauen und Vernunft, mit Zuversicht und Klugheit, mit Rat und Tat dagegen vorgehen. Nein, „wir werden nicht zuhause bleiben“, wenn jemand unseren Trost und unsere Hilfe braucht. Gott hat uns nicht erlöst, damit „wir zuhause bleiben“, sondern damit wir Erbarmen zeigen und beherzt denen die Hand reichen, die verzweifelt sind.

Ja, auch wir Christen dürfen zum Unheil der Pandemie, zur Beschränkung der Bürgerrechte und zur Impfung verschiedene Ansichten haben, wir dürfen uns sogar darüber streiten und um die besseren Lösungen ringen. Auch Petrus, Paulus, Barnabas haben miteinander gestritten. Aber eines dürfen wir dabei nie aus den Augen verlieren: „Nichts kann uns

„Jesus lebt, mit ihm auch ich! Tod, wo sind nun deine Schrecken?“ Wenn wir wissen, dass wir bereits vom Tod erlöst sind, verändert das unsere Perspektive auf das ganze Leben und auf die Pandemie: Wir können uns Sorgen machen, ohne in Panik zu verfallen, wir können gelassen bleiben, ohne gleichgültig zu werden, wir können (mit)leiden, ohne zu verzweifeln, wir können Trost spenden, ohne jemand zu vertrösten, und wir können uns mit anderen Meinungen auseinandersetzen ohne einander zu verurteilen.

Wenn wir in diese Welt hinausschauen, sehen wir große Verunsicherung, um die Angst vor einer unheimlichen Zukunft, die plötzlich viel unheimlicher ist als vor ein paar Jahren. Angst vor einer völligen Umwälzung der Situation in Europa, letztlich sogar um Angst um unser Leben.

Das Fürchtet euch nicht! ist verankert in der Auferstehung Christi. Jesus ist auf beiden Seiten des Todes lebendig! Er setzt sich auf beiden Seiten des Todes durch. Du bist



Selig, die Frieden stiften,
denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.



Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden,
denn ihnen gehört das Himmelreich.

Und dann Corona! Warum tut Gott nichts gegen diese Pandemie? Ist sie ihm einfach egal – oder straft er uns damit, wie er einst die Ägypter mit den neun Plagen geschlagen hat? Hand aufs Herz: Wer hat noch nicht solche Fragen in seinem Herzen erwogen? In diese unheile Welt ist der Sohn Gottes hinabgestiegen

trennen von der Liebe, die in Christus ist, unserem Herrn.“ Nichts und niemand kann uns hindern, mitten in dieser unheilen Welt als Auferstandene zu leben, als Menschen, die mit dem Blut göttlichen Erbarmens gereinigt und freigekauft sind und die Leben nicht mehr für sich selber leben sondern für Gott.

auf beiden Seiten nicht verloren, weil er da ist. Wir sind so oder so gehalten von Christus. Letztlich ist das unsere Verankerung. Das ist die Haltung, die in dieser Gesellschaft von uns Christen erwartet wird. Aus dieser Haltung heraus, haben wir etwas zu sagen, und unser Handeln wird überzeugend. ○

Er ist mein Freund

Ein Bild und ein Christuswort zum Neujahr 2024

Es ist die älteste bekannte koptische Ikone. Sie steht im Louvre in Paris. Gefunden wurde sie im Jahr 1900 bei Ausgrabungen in einem ägyptischen Kloster in Bawit. Frontal stehen dem Betrachtenden gegenüber links Abt Menas, Klostervorsteher und frühchristlicher Märtyrer, der volkstümlichste Heilige Ägyptens. Und rechts mit Kreuznimbus und Evangelienbuch Christus. Der legt freundschaftlich seinen rechten Arm auf die Schulter des Menas.

Viele nennen sie die Ikone der Freundschaft. Obwohl aus dem 8. Jahrhundert stammend (manche sagen aus dem 6.) spricht das Bild sehr den Glaubenssinn heutiger jüngerer Christen an. Eine Kopie steht in der Versöhnungskirche in Taizé und wird von dort seit Jahrzehnten in alle Welt verbreitet. Man findet es in Jugendkirchen und auf Handzetteln der Krankenhausseelsorge. Zahlreiche Meditationen sind dazu verfasst worden. Will man ein Bild zum Übergang in das neue und unsichere Jahr 2024 wählen, dann passen Christus und Abbas Menas gut.

Bei einem Gottesdienst für anonym Bestattete ruft bei der Nennung eines Namens einer laut in die Kirche hinein: Das war mein Freund. Genauso spricht auch Menas, gestärkt, ermutigt durch Arm und Hand Christi auf seiner Schulter: „Er ist mein Freund.“ Christus scheint dasselbe ohne Worte zu sagen und sein großes Wort aus dem Evangelium zu wiederholen: „Ihr seid meine Freunde!“ (Joh 15,14).

Die Augen Christi sind groß und weit offen dargestellt. Weise, wissend überschaut er die Lage, blickt in die Zukunft, auch die des Jahres 2024. Bei Menas sind es die großen Ohren, die auffallen. Unsicher schaut er noch, aber er hört wie ein Jünger. Und er zeigt mit seiner rechten Hand auf seinen Herrn, als wolle er sagen: Meine Ängstlichkeit wird schon weniger, denn der ist mein Freund. In einem ist Menas' Hand eine segnende. Christus segnet durch Menas. Und, selber auf dem Bild ohne Füße, lässt er sein Evangelium durch Menas' Füße weitertragen.

Viele Betrachter betonen die Ähnlichkeit der Beiden. Unterschiede gibt es auch. Menas ist älter, trägt ein helleres Gewand, ist ein wenig kleiner dargestellt. Der Abstand zwischen dem Herrn und seinem Nachfolger und Nachahmer bleibt erhalten. Durch die starke Paralleli-



sierung ist jedoch Abbas Menas für die Mönche seines Klosters und für die Gläubigen so etwas wie ein zweiter Christus. Das gilt auch für das Blutzeugnis in der diokletianischen Christenverfolgung 296. Die gegenseitige Freundschaft ist unverbrüchlich.

Gibt es irgendwo in den Evangelien eine Stelle, wo Christus ermutigend jemandem seine Hand auf die Schulter legt? In keiner der zahlreichen Menas-Meditationen wird eine erwähnt. Den Petrus zieht Jesus mit der Hand aus den Wellen, viele Kranke berührt er mit der Hand, heilt sie. Aber eine freundschaftliche Geste dieser Art, die Mut zuspricht, Schutz anzeigt, auch die Autorität Jesu übermittelt, die gibt es in den vier Evangelien nicht.

Doch, etwas versteckt gibt es sie „im Evangelium“ wohl, im letzten Buch des neuen Testaments, in dem einzelne Worte des Erhöhten zu finden sind. Johannes erlebt es in der Verbannung auf Patmos und schreibt (Offb 1,17): „Er legte seine rechte Hand auf mich und sagte: »Fürchte dich nicht!«“ ■

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Papst Pius XII. Retter tausender Juden

Kein Bild charakterisiert ihn wahrscheinlich so gut wie das Foto vom 19. Juni 1943: Im päpstlichen weißen Gewand steht Pius XII. in einer großen Menge verzweifelter Menschen. Die Alliierten hatten soeben Rom, vor allem San Lorenzo, bombardiert. Der Papst und Monsignore Montini, der spätere Papst Paul VI., sind sofort vor Ort, um die Menschen zu trösten. Deshalb, wegen der umfassenden Hilfe und weil Papst Pius maßgeblich dafür sorgt, dass Rom vor dem Einmarsch der Alliierten zu einer offenen Stadt erklärt wird, ehren ihn die Römer nach Kriegsende als „Defensor Urbis“, als Verteidiger der Stadt.

Viele Jahre zuvor hatte Eugenio Pacelli als Nuntius in München den Hitlerputsch vom 8./9. November 1923 erlebt. Er nennt den Nationalismus die „vielleicht gefährlichste Häresie unserer Zeit“, versteht nicht, dass auch gute Leute nicht sehen, dass Hitler über Leichen geht, fragt sich, ob sie dessen Buch „Mein Kampf“ nicht gelesen haben.

Im Dezember 1929 wird der Nuntius Kardinal und wichtigster außenpolitischer Mitarbeiter von Papst Pius XI.. Dessen Enzyklika „Mit brennender Sorge“ erscheint 1937. Eugenio Pacelli, ihr Schlussredakteur, schreibt darin u.a.: „Wer die Rasse oder das Volk oder den Staat ... zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und verfälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge.“ Französische Flugzeuge werfen 88.000 Flugblätter mit dem Text über deutschen Städten ab.

Bis 1939 bereist der Kardinal viele Staaten Europas und Amerikas. Am 2. März 1939, an seinem 63. Geburtstag, wird er zum Papst gewählt. Wenig später erklärt er angesichts

wachsender Spannungen in einer Rundfunkrede, mit dem Frieden sei nichts verloren, aber alles könne mit dem Krieg verloren werden. Am 31. August will er nach Berlin und Warschau fahren. An diesem Tag befiehlt Hitler, am nächsten Morgen Polen zu überfallen.

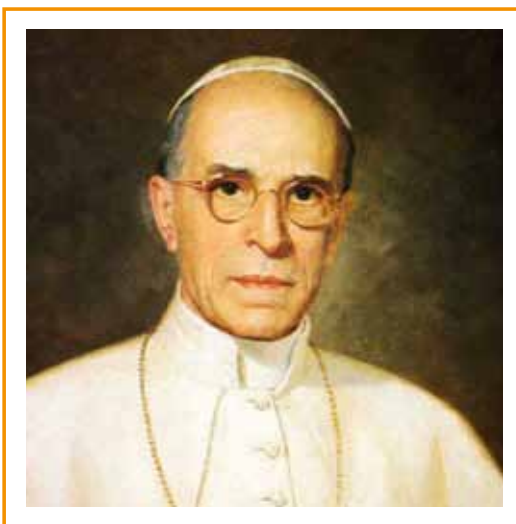
Über die Deportation von Juden wird der Vatikan 1941 von Kardinal Innitzer informiert. Hätte der Diplomat Pius XII. nun und auch schon vorher öffentlich schärfer Stellung nehmen müssen?

Nach seiner Weihnachtsansprache 1941 schreibt die New York Times: „Die Stimme von Pius XII. ist eine einsame Stimme im Schweigen und in der Dunkelheit, welche Europa an dieser Weihnacht umfassen. ... Er ließ keinen Zweifel daran, dass die Ziele der Nazis mit seiner Auffassung vom Frieden Christi unvereinbar sind.“ Der Protest der niederländischen Bischöfe gegen Deportationen führt dazu, dass die Katholiken jüdischer Abstammung – unter ihnen die Karmelitin Edith Stein und ihre Schwester – nach Auschwitz in die Gaskammern geschickt werden.

An einem jüdischen Festtag, dem 16. Oktober 1943, beginnt in Rom die systematische Verfolgung der Juden. Mehr als 1.000 Menschen werden verhaftet und in Viehwaggons nach Auschwitz deportiert. Pater Pankratius Pfeiffer, Beauftragter des Papstes, kann nichts dagegen ausrichten. Aber Pius verkündet ein allgemeines Kirchenasyl. Allein in Rom werden so rund 4.500 Juden in mindestens 150 kirchlichen Häusern versteckt. In der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo werden mehrere hundert Verfolgte versorgt. Im Bett des Papstes, nahe genug am

Badezimmer, werden viele jüdische Kinder geboren. Auch der Großrabbiner von Rom, Israel Zolli, überlebt dank des Kirchenasyls. Nach dem Krieg lässt er sich auf den Namen Eugenio Pio taufen.

Pius XII. verfasste 40 Enzykliken. Sein wichtigstes Schreiben ist „Munificentissimus Deus“ vom 1. November 1950. Nach Befragung aller Bischöfe weltweit und weil es



durch Jahrhunderte nicht anders geglaubt wurde, nach den Evangelien und Zeugnissen aller Zeiten erließ er dieses Dogma über die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel.

Der Heilige Bellarmin, der darin neben vielen anderen Autoren zitiert wird, schreibt: „Wer könnte wohl, frage ich, glauben, dass die heilige Bundeslade, die Wohnung des Wortes Gottes, der Tempel des Heiligen Geistes, zusammengebrochen sei? Mich schaudert, auch nur zu denken, dass der jungfräuliche Leib, in dem Gott Fleisch wurde, der Gott geboren, genährt und gehegt hat, in Staub verwandelt oder den Würmern zur Nahrung überlassen wurde“. Tatsächlich: Unvorstellbar! ■



Ingo Potthast:

„Konzilien – Zeichen der Leitung durch den Heiligen Geist?“

*Die Pflingstakademie des Kardinal-von-Galen-Kreises
im Kloster Maria Engelport – Fortsetzung*

Ein Überblick über „Reform in Lehre und Praxis: das Konzil von Trient und die Eucharistie“ gab in seinem Referat **Pater Bernward Deneke** von der Priesterbruderschaft St. Petrus. Nach einer Definition der Begriffe „Krise“ und „Reform“ schilderte Deneke die für die katholische Kirche im Gefolge der Reformation dramatischen Umstände, die Anlass für die Einberufung des Konzils von Trient (1545-1563) waren. Doch auch innerkatholisch war die Kirche seit geraumer Zeit durch Vernachlässigung und missbräuchliche Praktiken schwer geschädigt (diese waren zum Teil sogar Auslöser der Reformation): alles in allem also eine tief greifende Krise, die Reformen unumgänglich machte.

Vorgehensweise und Ziele eines solchen Konzils hatte Papst Hadrian VI. bereits im Vorfeld (1522) formuliert; dazu gehörten u. a.: „Besserung des römischen Hofes, von dem die Krankheit [der Sünde und Nachlässigkeit] ihren Ausgang genommen hat“; „der heiligen Kirche, der Braut Gottes, ihre frühere Schönheit wiedergeben“; „gelehrte und tugendhafte Männer emporheben“; „den schweren und gefährlichen Übeln durch rechte Arzneien begegnen“, dies aber nicht auf einen Schlag, sondern mit Klugheit, „damit nicht durch eine eilige Reform noch mehr alles verwirrt werde.“ Und in der Tat waren die auf dem Trienter Konzil beschlossenen Reformen umfassend und durchgreifend.

Das Tridentinum befasste sich mit einer erstaunlichen Themenfülle: Die

Dekrete behandeln die Haltung zur Heiligen Schrift und zu den kirchlichen Überlieferungen, sodann die Lehre von Urstand, Ur- und Erbsünde sowie von der Rechtfertigung des Sünders. Den nächsten Bereich bilden die Dekrete über die Sakramente allgemein, dann über die Taufe, das Altarsakrament, die Buße und die Krankensalbung. Getrennt von der Eucharistie als Sakrament beschäftigt sich das Konzil später mit der Eucharistie als Opfer, mit dem Wehesakrament und der Ehe, dem Reinigungsort, der Verehrung von Reliquien und Bildern und den Ablässen.

Im Hinblick auf die Eucharistie verfolgten die Konzilsväter eine „Doppeltaktik“: Einmal richteten sie den Blick auf die Praxis. Wie ein guter Arzt sich bei seinem Herzpatienten über dessen Lebensgewohnheiten erkundigt und ihm dann manche Verhaltensweisen verbietet, manche hingegen vorschreibt, so verfuhrten die Konzilsväter. Illusions- und schonungslos legten sie die konkreten Missstände, die sich hier eingenistet hatten, offen, entlarvten die Fehleinstellungen, die diesen Gegebenheiten zugrunde lagen, und drängten auf Abhilfe. Auf der anderen Seite befasste sich das Konzil mit den grassierenden Irrtümern. Nicht nur unter den Protestanten herrschten diese vor. Auch viele Katholiken, selbst Priester und Prälaten, hatten sich an ihnen infiziert oder standen theologisch-argumentativ recht ratlos vor den Vorwürfen Luthers und seiner Gefolgsleute. Deshalb sahen sich die Konzilsväter aufgerufen, hierzu ein weisendes Wort zu verlautbaren.

Dem Tridentinum ging es also neben der klärenden Zurückweisung von Irrtümern vor allem auch um die Abstellung von Missbräuchen in der liturgischen Praxis, denn solche bleiben auf lange Sicht nicht ohne Auswirkung auf das Glaubensverständnis und sind geeignet, dieses zu unterminieren – eine Diagnose, die sich auch in unserer heutigen Zeit einmal mehr bewahrheitet.

Eine vom Konzil 1562 beauftragte Kommission führte zunächst eine schonungslose Analyse des Ist-Zustandes der liturgischen Missbräuche durch – und sie ergab eine sehr lange Liste an „abusus missae“. Daraus konnten dann im nächsten Schritt die sachgemäßen, praxisbezogenen Folgerungen gezogen werden. Dieser „Beschluss über das, was bei der Zelebration der Messen einzuhalten und zu vermeiden ist“ erging am 17. September 1562. Bemerkenswert abermals für unsere heutige Zeit: Es findet darin keine Kapitulation vor der Normativität des Faktischen statt; vielmehr wird alles darangesetzt, das Faktische wieder der Norm zuzuführen. Dazu Pater Deneke: „Ja, wenn die Priester in ihrer Haltung erneuert und unheilige Missbräuche von der heiligen Stätte entfernt worden sind; wenn in den Kirchen wieder die *sana doctrina*, die gesunde und zur Gesundung führende Lehre des Evangeliums und der Tradition vorgetragen wird, dann befinden sich die Gläubigen in ihren Pfarrkirchen sozusagen in Sicherheit und können in Freuden schöpfen aus den Quellen des Erlösers. Ein uns Heutige wehmütig stimmendes Idealbild.“



Zur Bedeutung des Konzils von Trient hielt P. Deneke abschließend fest: „[Das Konzil] sah das Herz der Kirche angegriffen und geschädigt, die rechte Haltung gegenüber dem *mysterium fidei* gestört und zerstört. Also musste es Abhilfe leisten – und hat auch Abhilfe geleistet. Auf die Krise hat es die einzig richtige Antwort gegeben: die einer Reform.“ Freilich dauerte die praktische Umsetzung der Verordnungen und Lehren des Tridentinums zum Teil noch geraume Zeit, aber es hatte den revolutionären Umtrieben der Reformation mit der Wiederherstellung der Ordnung geantwortet und so ein solides, verbindliches Fundament für die katholische Lehre der nachfolgenden Jahrhunderte geschaffen.

Den Abschluss der Vortragsreihe bildete am Samstag, dem 24. Juni, der Privatdozent, Diplom-Pädagoge und Publizist **Dr. Axel Kunze** mit seinem Referat „Zum Umgang mit Konfessionalität im Bildungssystem – mit Blick auf die Erklärung des II. Vatikanischen Konzils über die Erziehung“. Dr. Kunze bot einen fachlich ausgezeichnet fundierten Vortrag über ein Themengebiet, mit dem viele auch kirchlich interessierte Menschen möglicherweise nicht so oft in Berührung kommen, und widmete sich folgenden Fragen: In welchem Zusammenhang stehen Bildung und Religion zueinander? Welche Rolle spielen Elternrecht und Privatschulfreiheit aus staatlicher Sicht? Gibt es ein Recht auf religiöse Bildung? Wie kann religiöse Bildung in der öffentlichen Schule verankert werden? Welche

bildungsethische Bedeutung besitzt die positive Religionsfreiheit im Bildungsbereich? Welchen Auftrag haben konfessionelle Schulen? Welche aktuellen Entwicklungen zeichnen sich ab?

Wie Dr. Kunze diese Fragen beantwortete, welche weiteren Beispiele Dr. Düren in seinem Vergleich Synodaler Weg/Zweites Vatikanum anführte und welche interessanten Einzelheiten aus dem Leben Giovanni Battista Montinis/Papst Pauls VI. Michael Hesemann zutage förderte, können Sie übrigens in dem in Kürze erscheinenden Berichtband zur Pfingstakademie mit den Referaten der Jahre 2022 und 2023 nachlesen. Wir danken den Referenten, dass sie uns ihre Beiträge in schriftlicher Form haben zukommen lassen, damit wir sie in Buchform veröffentlichen können.

Bestellung des Berichtbandes:
Kardinal-von-Galen-Kreis e.V.
Hummertsesch 8
48282 Emsdetten
E-Mail: kvgk@kvgk.de

Damit ging eine weitere erfolgreiche und hochgradig informative Akademie zu Ende. Noch vor Ort äußerten viele Teilnehmer ihre Zufriedenheit mit dem neuen Austragungsort: Viel mehr noch als in Kevelaer ist die Tagung in Engelpport in den liturgischen Tagesablauf eingebunden. Die Mahlzeiten richten sich nach den Gebetszeiten, es gibt täglich mindestens zwei in der außerordentlichen Form des Römischen Ritus gefeierte Messen, die

Kirche steht jederzeit allen offen (an den Wochentagen außer montags ist von 09:00 bis 16:45 Uhr das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt), es stehen Priester für die Beichte zur Verfügung, es bieten sich vielfältige Gelegenheiten zu einem Gespräch mit Schwestern und Kanonikern – kurz: In Engelpport ist die Pfingstakademie in eine geistliche Atmosphäre eingebunden, wie es sie in Kevelaer in dieser intensiven Form nicht gab. Und wie eine Teilnehmerin bemerkte: Es gibt auch nicht die vielen Ablenkungen durch Einkaufsmöglichkeiten und Cafés wie mitten in der Fußgängerzone von Kevelaer! Lebhaftige Gespräche entspinnen sich immer wieder im Speisesaal, im Innenhof und natürlich abends beim gemütlichen Beisammensein im Klosterkeller.

Zweifellos haben sowohl Kevelaer als auch Engelpport ihren je eigenen spirituellen Charakter, und es wäre unfair, den einen gegen den anderen ausspielen zu wollen. Fest steht jedoch, dass der Kardinal-von-Galen-Kreis zunächst in Maria Engelpport eine schöne neue Heimat für seine alljährliche Veranstaltung gefunden hat, und wir hoffen mit vielen unserer Teilnehmer (und hoffentlich auch noch vielen neuen Teilnehmern in Zukunft), dass wir uns dort weiterhin treffen, austauschen, voneinander lernen sowie gegenseitig unterstützen und ermutigen können. Dass es so kommen möge, darum bitten wir die Allerseligste Jungfrau Maria, die Namensgeberin und Patronin dieses altherwürdigen Klosters im stillen Flaumbachtal. ■



Die letzte große Reise

Pilgerfahrt zu Papst Pius XII.

Aschaffenburg Hauptbahnhof, 7 Uhr 30. Schwindelanfall am Gleis und die letzte Chance eine recht riskante Reise nicht anzutreten. Die Freundin hält mich fest. Und da der Mensch nicht Sklave seiner Krankheit sein soll steigen wir in den Zug zum Flughafen.

Am Check-in für Rom eine Ordensfrau im weißen Habit, die sehr unsicher wirkt. Die Schwester kommt aus dem Irak, kümmert sich dort um 25 Waisenkinder und eine Schule. Ihre Arbeit wird immer schwieriger, verlangt viel Opfermut. Unsere Reisekasse erfährt natürlich nun den ersten Schwund, der in keinem Verhältnis zu ihrer Freude steht. Wir werden füreinander beten.

Der Start des Flugzeugs muss ein wenig verschoben werden, denn die immer wieder aufgerufenen Gäste mit den fast unaussprechlichen Namen, sind nicht an Bord gegangen. Nun muss ihr Gepäck wieder aus dem Flugzeug geholt werden. Kofferbomben kommen einem da natürlich in den Sinn.

In Rom sieht man am Ausgang des Flughafens sofort eine Preisliste für mögliche Ziele. Die Taxifahrer halten sich daran und sind sehr viel preiswerter als bei uns. An der leoninischen Mauer vor den vatikanischen Museen eine unendlich lange Menschenschlange. Die schon jetzt sichtbare vor dem Petersplatz ist noch einmal viel größer.

An eine Mauer gelehnt ein Bettler. Er hat keine Hände mehr. Die Armstümpfe sind so glatt, dass man automatisch denkt, man habe ihm in seiner Heimat als Strafe für wirklichen oder angeblichen Diebstahl die Hände abgeschlagen. Seine Augen strahlen wegen unserer Hilfe, die nur so wenig bewirken kann.

Auf den Petersplatz kommen wir an diesem Tag nicht. Morgen – so ein Polizist – sollen wir es erneut versuchen. Also auf zur Engelsburg. Aber auch hier stehen unüberwindliche Menschenmengen an.

Eine Fahrt auf dem Tiber zeigt sie später aus anderer schöner Perspektive. Die Sonne lässt das Wasser

glitzern, Kraniche umkreisen ihre Nester, der leichte Wind tut gut. Am Ende der Fahrt sieht man auf der Tiberinsel das berühmte Hospital der Barmherzigen Brüder, das sich seit über 400 Jahren um Kranke in Rom kümmert. Heute ist es vor allem wegen seiner Geburtsstation bekannt, wird aber auch Haus des Lebens wegen der Rettung vieler Juden im Zweiten Weltkrieg genannt.

Freitag. Fahrt zur Kirche des Heiligen Bartholomäus. Beim Aussteigen fällt die Taxitüre auf mein Schienbein. Mein Schutzengel hat wahrscheinlich gerade Schlimmeres verhindert. Hinkend und ein wenig blutend Weg über die Brücke Isola Tiberiana zu der von Kaiser Otto III. gegründeten Kirche mit Reliquien des Heiligen. Ein Brunnen-Stein vor dem Altar stammt noch aus der Zeit um das Jahr 1000.

Die Kirche ist auf Initiative von Papst Johannes Paul II. den Märtyrern des 20. und 21. Jahrhunderts gewidmet. In ihr findet man Gegen-



Das berühmte Krankenhaus der Barmherzigen Brüder am Tiber ist ein Haus des Lebens.



Ein sehr alter Brunnenstein und Gedenken an Märtyrer unserer Zeit.



stände von Ermordeten: die Bibel des pakistanischen Politikers Shahbaz Bhatti beispielsweise, der wegen seines Engagements für die Minderheiten seines Landes ermordet wurde, das Stundenbuch des 2016 von islamistischen Attentätern während eines Gottesdienstes ermordeten französischen Priesters Jaques Hamel, die Stola des sizilianischen Priesters Giuseppe Puglisi, der 1993 Opfer der Mafia wurde, ein Messgewand Bischof Romero und eine Ikone des Heiligen Maximilian Kolbe, der sich im KZ für einen Familienvater geopfert hat. Inzwischen mussten unterirdische Räume für ungezählte weitere Exponate geöffnet werden.

Trastevere liegt nun ganz nahe. Ein älterer Mann sitzt auf den Treppenstufen eines Hauses, das wohl zu Santa Maria in Trastevere zählt. Mag sein, dass er hier die abendliche Armenspeisung der Gruppe Sant'Egidio erwartet. Er bittet uns, in der Kirche vor allem das Mosaik der stillenden Madonna anzuschauen. Santa Maria in Trastevere gilt als die älteste

Marienkirche Roms – Santa Maria Maggiore allerdings auch – und ist wie diese mit wunderschönen Mosaiken ausgestattet. Papst Innozenz II. ließ die Kirche auf dem morsch gewordenen Vorgängerbau aus dem 3./4. Jahrhundert errichten. Die Szenen aus dem Marienleben zählen zu den schönsten Roms. Allabendlich findet hier das Gebet der Gruppe Sant'Egidio und ihrer Besucher und dann die Armenspeisung statt.

Wir zeigen dem Mann auf den Treppen, dass wir zumindest eine Karte mit dem Jesuskind an der Brust Marias kaufen konnten. Er greift nach ihr, hält sie lange fest, faltet seine Hände und verabschiedet uns mit einem Ave. Abends klingt dann von der Orgel der Rosenkranzkirche am Ende „unserer“ Straße ein Ave herüber – schöner Ausklang eines schönen Tages.

Der Campo Santo Teutonico im Vatikan ist eine Art Geheimtipp. Es ist schön hier, still, fast ein wenig Verwunschen mit all den Gräbern in Rom verstorbener Deutscher. Doch

einst war hier der ersonische Zirkus, in dem im Jahr 67 viele Christen das Martyrium erlitten. Neben dem Eingang zur Kirche der Schmerzhaften Muttergottes brennt eine Kerze vor dem Foto des „Helden von Rom“. Der irische Priester Hugh O'Flathery hat mit einer Gruppe todesmutiger Helfer während der Besetzung wohl mehr als 6500 Juden das Leben gerettet.

Kommunionempfang in der Heiligen Messe, dann draußen vor der Tür ein schlimmer Schwindelfall. Jesus, magst du Cognac? Das alte Familienheilmittel hilft schnell, die Sehkraft kehrt zurück, die Beine, eben noch gefühlt als Pudding, verwandeln sich zurück in normale Gehwerkzeuge und wir können uns aufmachen zu den Kolonnaden Berninis mit ihren 140 Statuen. Auch heute warten hier viele hundert, vielleicht tausende oft junge Menschen auf Einlass in den Petersdom. Es soll aber rechts eine Pforte für Pilger geben, die nicht an einer Führung teilnehmen, sondern nur beten wollen.



Eine schöne Ikone erinnert an den Heiligen P. Maximilian Kolbe.



Father O'Flathery – der Held von Rom – hat sehr, sehr viele Juden gerettet.

Wir folgen dem Hinweis auf den Einlass für Schwerbehinderte, der abrupt vor einer Schranke ziemlich nahe am Dom und wiederum einer großen Menschenmenge endet. Durchkommen zunächst unmöglich.

Der Ausweis wegen des Ports unter meiner Schulter könnte helfen. Der Polizist sieht, dass darüber häufig Chemoinfusionen in meinem Körper geleitet werden. Wir dürfen passieren. Manchmal, extrem selten!, kann eine Krankheit hilfreich sein.

Endlich im Petersdom und fast am Ziel unserer Reise, denn links vor dem Hauptaltar ist der Eingang zu den unterirdischen Papstgräbern. Wo aber, bitte, ist das Grab von Papst Pius XII.? Es ist als einziges in einem abgeschlossenen Gang und nicht ohne Weiteres zugänglich. Die kleine Pforte wird geöffnet. Dann können wir dort knien und beten, wo die sterblichen Überreste dieses so sehr verleumdeten Papst ruhen. Angekommen!

Später auf dem Petersplatz eine hellblau gekleidete Ordensfrau, offensichtlich Schwester der Franziskanischen Gemeinschaft von Bethanien, die am Ende meiner Straße in Aschaffenburg ein Kloster hat. Wir kennen uns nicht, aber die Namen P. Alberto, P. Nicola, der das Requiem für meine Mutter gehalten hat,

Schwester Nancy stellen sofort eine Verbindung her. Natürlich muss ein Selfie gemacht und ins Kloster geschickt werden.

21. Oktober, Festtag der Heiligen Ursula. Gibt es hier eine Kirche der Heiligen? Tatsächlich befindet sich das Generalat der Grauen Ursulinen in der Via del Casaleto; doch finden lässt es sich kaum. Der Taxifahrer meint, eine Hausnummer wäre schön. Wir auch. Die Straße ist unendlich lang, gesäumt von wunderschönen Schirmakazien und Pinien in Gärten vor den typisch gelben Häusern mit grünen Fensterläden. Angestrengte Blicke nach rechts und links und niemand, der helfen könnte. Dann endlich ist da doch ein Fußgänger. Und er weiß Rat.

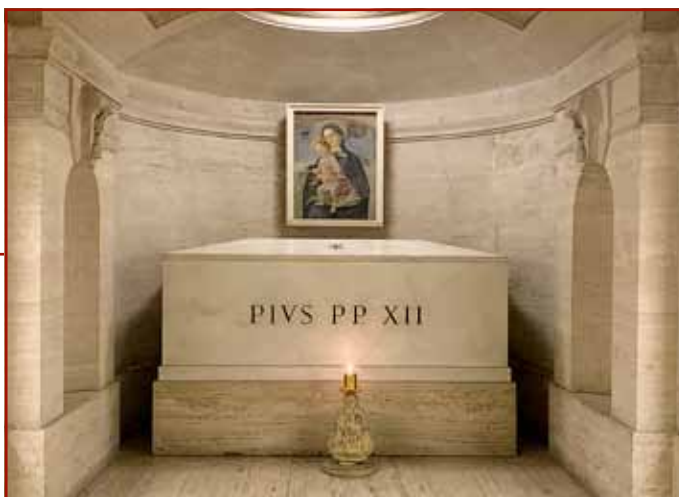
Nach mehrmaligem Klingeln an einem Tor öffnet eine junge Schwester. Es ist schwer, ihr unser Anliegen zu vermitteln. Der Name Ursula auf dem Ausweis zeigt, warum wir gekommen sind. Wir dürfen das sehr kleine karge Sterbezimmer der Heiligen Ursula Ledochowska anschauen. Ein Bild ihres Bruders, der Ordensgeneral der Jesuiten war, hängt an der Wand und ein großes von Papst Johannes Paul II.. In der Kapelle mit dem filigranen schmiedeeisernen Kreuzweg waren anfangs die sterb-

lichen Überreste der Heiligen aufbewahrt, die nun im polnischen Pniewy sind. Schwester Ursula, deren Festtag der 29. Mai ist, hat die Ursulinen vom Herzen Jesu im Todeskampf gegründet und sich vor allem der Erziehung und Armenfürsorge – auch in St. Petersburg – gewidmet. Ihr Onkel Mieczyslaw war Präfekt der Glaubenskongregation.

Inzwischen haben die junge und die ältere Schwester uns ins Herz geschlossen, bieten uns Kaffee an, fragen per Handy wie alt wir sind. Die Afrikanerin schreibt: I am happy. Viele Umarmungen zum Abschied. Schnell läuft sie noch einmal davon, bringt uns einen Apfel und einen Pflirsich, winkt noch lange.

Sonntag. Wegen der Heiligen Messen kann man ohne größere Kontrollen die Peterskirche betreten. In vielen unterschiedlichen Sprachen wird auch während der Gottesdienste Beichte gehört. Eine gute Gelegenheit auch für mich. Du strahlst, meint die Freundin danach. Natürlich, denn ich bin gerade ein neuer Mensch geworden.

Gemeinsam wollen wir noch einmal in die Gruft hinabsteigen. Auf die Kopie meiner letzten Knieuntersuchung, die besagt, dass die Metastasen es wohl bald ganz zerstören,



Das Grab von Papst Pius XII. – Ziel unserer Reise.



Wunderschön: Piazza Navona mit dem Vierflüssebrunnen.



habe ich einen Dank an Papst Pius geschrieben. Dass ich in mehr als zweieinhalb Jahren unheilbarer Erkrankung trotz Knochenmetastasen nur zweimal eine Schmerztablette brauchte, sei für mich ein Wunder, das ich seiner Fürbitte zuschreibe. Danke auch für die Rettung so vieler Juden. Und von der Hoffnung habe ich geschrieben, dass er endlich selig gesprochen werde. Für mich sei er längst ein großer Heiliger.

Der Wächter an der Pforte hat wie zuvor ich den Wandel zu einem neuen Menschen ziemlich nötig. Er lügt, als er behauptet, der Eingang sei auf der anderen Seite der Basilika. Nach sehr langer Zeit lässt er die Gruppe aller Wartenden dann doch hinabsteigen in die vatikanische Unterwelt.

Der Aufseher dort bedarf ebenso der Erneuerung, denn er behauptet, er könne die kleine Pforte zum Grab des Papstes nicht öffnen. Die Bitte, einen Brief dann dort selbst in das Kästchen für die Opfergaben zu werfen, irritiert ihn so sehr, dass er mit einer schnellen Handbewegung den Weg freimacht.

Santa Maria Maggiore. Der Patriarch Johannes, seine Frau und Papst Liberius hatten der Legende nach in der Nacht auf den 5. August 352 einen Traum, in dem sie aufgefordert wurden, an jener Stelle eine Kirche

zu bauen, an der am nächsten Morgen Schnee liegen werde. Und mitten im Sommer lag Schnee auf dem Esquilin!

Santa Maria ad Nives – so ihr zweiter Name – wurde gebaut. Jedes Jahr fällt an ihrem Festtag in einer bezaubernden Lichtshow „Schnee“ vom Sternenhimmel auf die Menschen auf ihrem Vorplatz. Eine Maria-Schnee-Kapelle gibt es übrigens auch in Aschaffenburg.

Papst Franziskus pflegt der Madonna Salus populi Romani vor seinen Reisen Blumen zu bringen. Er ist dann auch ganz nahe bei den Gebeinen des Heiligen Hieronymus, des Übersetzers der Bibel ins Lateinische, der unter anderem 382 zu einer Synode nach Rom kam. Die Madonna Heil des römischen Volkes ist übrigens Zeichen der Neuen katholischen Frauenbewegung. 36 Mosaike aus dem 5. Jahrhundert unter den Fenstern ihrer Kirche sind der älteste Bilderzyklus der Bibel.

Hügelabwärts finden sich in San Pietro in Vincoli der Überlieferung zufolge jene Eisenketten, mit denen Petrus vor seiner Hinrichtung gefesselt war. Es war grausam, nicht sehr viel anders vielleicht als es den vielen Menschen erging, die im nahegelegenen Kolosseum zur Belustigung der Bevölkerung hingerichtet

wurden. Tröstlich, dass dicht neben dem Ort des furchtbaren Tötens der Konstantinsbogen an den Sieg Konstantins über Maxentius im Jahr 312 an der Milvischen Brücke erinnert. Denn nun konnten die Christen in Rom ihren Glauben praktizieren.

Abschied. Die Dame am Empfang unseres Hotels ruft „Auf Wiedersehen“. Das wäre tatsächlich sehr, sehr schön. Im Flughafen finden wir nicht einen Hinweis auf die Lufthansa. Ein Geistesblitz oder ein Engel in Menschengestalt oder Tobit, der Engel der Blinden, wäre jetzt ein Segen. Das Gefühl, am besten gleich in Rom zu bleiben, nimmt überhand.

Der Zusammenprall mit dem Fach für Handgepäck verursacht später eine kleine blutige Kopfwunde. Am Frankfurter Infostand für jene, die ihren Koffer vermissen, zeigt eine Frau wegen der Versicherung ihr kaputtgegangenes Exemplar. Verletzte Köpfe sind natürlich nicht vorgesehen, unser Gepäck findet sich.

Wieder daheim mit mehr Blessuren als zu vor. Das war nicht ganz der Plan. Und doch war es eine wunderbare Reise voll schöner Eindrücke, beglückender Begegnungen und mit viel Ermutigung für die letzte große Reise zu Dem, Der meine Freude ist. □



Petrus in Ketten. Hier leidet man mit ihm. Er starb für seinen Glauben an unseren Herrn.



Im Kolosseum starben viele Christen, nach Konstantins Sieg durften sie nach ihrem Glauben leben.



Hubert Gindert:

Die schweigende Mehrheit gibt es nicht mehr

Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) zeigt die Ausbreitung des Neuheidentums in der Gesellschaft und auch in den Kirchen

Im November 2023 wurden die Ergebnisse der KMU in den Medien vorgestellt. Befragt wurden 5282 Personen ab 14 Jahren. Diese repräsentative Untersuchung sollte die Haltung aller Deutschen zur Religion, zum Christentum insgesamt und zu ihrer Glaubenspraxis (Gebet und Gottesdienst) herausfinden. Diese Erhebung wurde in der Zeit von Oktober bis Dezember 2022 durchgeführt.

In der Selbstbeschreibung bezeichnen sich 13% als „kirchlich-religiös“; 25% als „religiös-distanziert“; 56% als „säkular“ und 6% als „alternativ-religiös“ (Tagespost, 23.11.23).

„Für fast acht von zehn der Befragten hat Religion überhaupt keine oder nur mehr wenig Bedeutung (KNA, in Eichstätter Kirchenzeitung, Nr. 48, 26.11.23, S. 11). Unter den Kirchenmitgliedern verstehen sich nur noch 4% Katholiken bzw. 6% der Evangelischen als „gläubig und kirchennah“ (KNA, in Eichstätter Kirchenzeitung Nr. 48).

An Gott glauben „wie er sich in Jesus zu erkennen gegeben hat“, noch 19% der Gesamtbevölkerung, von diesen sind 32% katholisch und 29% evangelisch. Eine hohe Zahl der Befragten bekennt sich zu theistisch-humanistischen Gottesbildern („Gott ist das Universum“ 43%; „Gott ist das Gute im Menschen“ 49%; „Existenz einer unsterblichen Seele“ 46%).

Aufschlussreich ist, dass 47% angeben, dass sie „nie beten“. Sie glauben offensichtlich, dass sie das Leben ohne Gott meistern können.

Die Diktatur des Relativismus hat sich breit durchgesetzt: 89% der Befragten glauben, dass keine Religion besser ist als die andere. Das kommt wieder zum Vorschein in der Meinung zum Religionsunterricht: „Das Schulfach Religion sollte neutral über alle Religionen informieren, ohne sich einer bestimmten religiösen oder weltanschaulichen Richtung verpflichtet fühlen“. Dem stimmen 89% der Gesamtbevölkerung zu, aber auch 79% der Katholiken und 82% der Evangelischen. 88% der Katholiken und 87% der Evangelischen meinten, Kirchen „sollten nicht ihr eigenständiges Profil betonen“. (Tagespost) Auch das ist eine Form des Relativismus.

Die Religiosität geht allgemein zurück. Sie wird u.a. in der nachlassenden Taufbereitschaft deutlich. Die 70jährigen sind noch zu 98% getauft, die 14-44jährigen nur noch zu 73%.

Die Bindung an die Kirche lockert sich. Nur 35% der Evangelischen und 27% der Katholiken schließen einen Kirchenaustritt aus. Bei der letzten Untersuchung 2012 waren das bei den Evangelischen noch 74%. Die Katholiken nahmen 2022 erstmalig an dieser Erhebung teil. Deswegen fehlt bei ihnen die Vergleichszahl. Aber auch bei Ka-

tholiken kann eine Beschleunigung der nachlassenden Bindung an die Kirche angenommen werden.

Der Missbrauch und die zögerliche Aufarbeitung schlägt sich im fehlenden Vertrauen zur Kirche nieder. Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung praktizierte hier eine Skala von 7 („sehr großes Vertrauen“) bis 1 („gar kein Vertrauen“). Hier kommt die katholische Kirche bei der Gesamtbevölkerung auf den Wert von 2,3. Die evangelische Kirche schneidet mit dem Wert von 3,3 besser ab.

Wo werden die Kirchen gelobt? Dort, wo sie etwas „Gutes tun“, d.h. wo sie ein soziales Engagement vorweisen z.B. bei Caritas und Diakonie. Dort rangieren sie bei einem Wert von 4,2. Nur die Justiz (4,5) und Hochschulen (5,0) schneiden in der Bewertung besser ab. Beratung und Lebenshilfe werden in der KMU hervorgehoben.

Ein ehrenamtliches Engagement wird für die Katholiken mit 49% und für die Evangelischen mit 46% angeführt. Die Kirchen „stärken den gesellschaftlichen Zusammenhalt“ heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (15.11.23). Das ist zweifellos in einer Zeit wichtig in der die Gesellschaft auseinanderzudriften droht. Aber ist nicht die Verbreitung der Botschaft Jesu – die den Einsatz für Andere einschließt – die eigentliche Aufgabe von Kirche?

Die Reformervwartungen nehmen bei Katholiken – und auch bei Evangelischen – einen breiten Raum ein: 96% der befragten Katholiken und 80% der Evangelischen meinten, ihre Kirche müsse sich grundlegend verändern, wenn sie eine Zukunft haben wolle. Die befragten Katholiken nannten als Reformschritte z.B. die Segnung homosexueller Partnerschaften, die demokratische Wahl kirchlicher Führungspersonen und mehr Rechte für Frauen. „Der Paderborner Theologe Peter Schallenberg warnte im Gespräch mit der KNA vor allzu großen Hoffnungen, durch Reformen Menschen wieder für Gott gewinnen zu können. Die KMU zeige deutlich, dass die evangelische Kirche nicht von der Krise der Katholischen profitieren könne, obwohl sie die geforderten Reformen längst umgesetzt habe“. (Eichstätter Kirchenzeitung, Nr. 48)

Die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) Irme Stetter-Karp nannte die „erschreckenden“ Ergebnisse ein „deutliches Signal Veränderungen entschlossen vorantreiben zu müssen“. Damit meint sie die „Reformen“ des „Synodalen Weges“.

Die Medien, die über die Ergebnisse der KMU berichteten, taten dies mit drastischen Formulierungen, die AZ mit der Artikelüberschrift „Bittere Wahrheiten für die Kirchen“ – „Die Ergebnisse sind für Kirchenverantwortliche verheerend“ (15.11.23). Diese Art der Kommentierung verschleiert das Geschehen und ihre wahre Ursache. Die „Kirchenverantwortlichen“ konnten über die Ergebnisse der KMU nicht überrascht sein. Denn die Hirten mussten die Situation ihrer Herde, die sich in Jahrzehnten angebahnt hat, genau

kennen. Christen, die mit ihrer Kirche leben, kannten sie ebenfalls. Nehmen wir die katholische Kirche in Deutschland als Beispiel dafür: 1950 lag der sonntägliche Gottesdienstbesuch in der Bundesrepublik bei 50,4%. Heute unter 5%. Hätten sich die Kirchenverantwortlichen nicht schon damals fragen müssen, warum kommt die Hälfte der Katholiken am Sonntag nicht zur Eucharistiefeier? Einer tat es: Joseph Ratzinger! Das ist nachzulesen in der Zeitschrift „Hochland“ II/59. Ratzinger griff wohl auf seine Kaplans-Zeit Anfang der 50er Jahre in München zurück. In seiner Feststellung finden wir die wahre Ursache der Entwicklung bis in unsere Zeit. In seinen Beobachtungen heißt es: „Die Statistik täuscht. Das dem Namen nach christliche Europa ist seit langem zur Geburtsstätte eines neuen Heidentums geworden, das im Herzen der Kirche selbst unaufhaltsam wächst und sie von innen heraus auszuhöhlen droht. Kirche von Heiden, die sich noch Christen nennen, aber in Wahrheit zu Heiden wurden. D.h., dass die Betroffenen sich nicht mehr einfach den Glauben zueignen, sondern eine sehr subjektive Auswahl aus dem Bekenntnis der Kirche zu ihrer eigenen Weltanschauung machen“ ...

Gläubige Katholiken haben den jahrzehntelangen Rückgang des religiösen Lebens in ihrem Umfeld bemerkt. Auch die Hirten hatten Statistiken, die das aufzeigten, zur Verfügung. Von einer Überraschung kann also keine Rede sein.

Katholiken haben in diesen Jahrzehnten mitbekommen, dass die Eltern an der Entwicklung ihrer Kinder in Schule und in Freizeitaktivitäten (Sport, Musik) interessiert waren. Lehrer haben festgestellt, dass die Kinder immer

weniger religiöses Wissen mitbrachten. Das erstreckte sich sogar auf das Kreuzzeichen und das „Vater unser“. Erstkommunion und Firmung wurden zu Familienfeiern. Die Zahl der Priesteramtskandidaten nahm drastisch ab. Das religiöse Leben in den Pfarrgemeinden, das einmal von Gemeinschaften (Kolping, Frauenbund, Landvolk, etc.) geprägt war, kam weitgehend zum Erliegen. Maiandachten und eucharistische Anbetung hatten immer geringere Beteiligung und wurden zum Teil ganz eingestellt. Gleichzeitig nahmen die Freizeitaktivitäten zu. Der sonntägliche Besuch der Eucharistiefeier ist, wie gesagt, auf unter 5% gefallen. Das ist aber die wichtigste Zusammenkunft der Katholiken. Die Kirche ist zum Spiegelbild dessen geworden, was Joseph Ratzinger bereits in den 50er Jahren festgestellt hat. Die Beschlüsse der Mehrheit des deutschen „Synodalen Prozesses“ bestätigen das festgestellte Ergebnis der KMU. Es ist die Haltung vor der Jesus eindringlich warnt: „Passt euch nicht dieser Welt an!“ Eine Kirche, die sich christlich nennt, hat sich aber am Wort Jesu auszurichten. Sie hat sich den Glauben Jesu anzueignen.

Was hat Joseph Ratzinger als Voraussetzung für Reformschritte empfohlen? „Nur wenn die Kirche anfängt, sich selbst wieder als das darzustellen, was sie ist, wird sie das Ohr der neuen Heiden mit ihrer Botschaft zu erreichen vermögen“ ... (Das neue Volk Gottes, Patmos-Verlag 1969, S. 325 f und 330). Jetzt geht es darum, Christen, die als solche leben wollen, zu sammeln. Das werden vielfach zahlenmäßig kleine Gemeinschaften sein, die den Glauben am Leuchten erhalten, um dann wieder missionarisch auszustrahlen. ■



Was von der Weltsynode in Rom zu berichten ist

Das Abschlusspapier dieser vierwöchigen Synode informiert über den Synodalen Weltprozess, der von 2021 bis 2024 dauert. Die Synodenleitung wollte eine Generaldebatte über das Synodenthema „Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung“, aber keine Sachentscheidungen.

Sr. Anna Mirijam Kaschner, die Sekretärin der nordischen Bischofskonferenz, berichtet:

„Auch die Themen, die der deutsche Synodale Weg verhandelt hat, sind vorgekommen ... Nicht, weil der Synodale Weg sie eingebracht hat, sondern weil sie sowieso schon in der Weltkirche vorhanden sind“ ... „Deutsche Themen“ wurden auch behandelt „aber auf ganz andere Weise, als das beim Synodalen Weg der Fall war“. Sie schildert die ganz andere Gesprächsatmosphäre, nach der jeder frei reden konnte, ohne, dass ihm ins Wort gefallen wurde. Die „Machtfrage“ spielte nicht die Rolle wie beim Synodalen Weg. „Die Frage des Diakonats der Frau wurde häufig genannt, aber nicht als eine Forderung radikaler Art, als Zwischenstadium zum Priestertum der Frau“. Manche könnten „sich vorstellen, dass ein ganz neues Amt diakonaler Art für Frauen geschaffen wird, das nicht an der Weihe hängt“. Die Lockerung des Zölibats wurde angesprochen, so Kaschner „jedoch nicht mit überwältigender Mehrheit“ ... Das Thema Sexualmoral wurde eher als Bitte eingebracht, Menschen mit homosexueller Orientierung nicht zu verurteilen. Die Wortmeldungen gingen „überhaupt nicht in Richtung einer Segnung gleichgeschlechtlicher Paare oder gar gleichgeschlechtlicher Ehen“. Der Seelsorger James Martin SJ aus den USA, der LGBTQ-Katholiken begleitet, war enttäuscht, dass queere Menschen „nicht einmal in der endgültigen Synthese erwähnt werden“.

„Ein Blick auf die Abstimmungsergebnisse zeigt »dass die Rolle der Frau im Leben der Kirche, insbesondere der Weihe von Diakoninnen und die Lockerung des Zölibats die beiden Themen waren, bei denen es auf der Bischofssynode die größten Bewegungen gab« (Tagespost, 13.11.23)“.

Auf dem Prüfstand

Beschlossen war ein Absatz, wenn er von zwei Drittel der Stimmberechtigten der rund 350 Teilnehmer abgestimmt war.

Das Schlussdokument (41 Seiten) fasst die Beratungsergebnisse in 20 Punkten zusammen mit der Überschrift „Konvergenzen“ (Einmütigkeit), „noch zu behandelnde Fragen“ und „Vorschläge“.

„Zu den mit übergroßer Mehrheit angenommenen »Konvergenzen« zählt das klare Bekenntnis zum biblischen Menschenbild, zur Erschaffung des Menschen als Mann und Frau und zur Bedeutung Mariens als theologische Quelle für das Frauenbild“ (Die Tagespost, 13.11.23).

Zum Unterpunkt „noch zu behandelnde Fragen“ erhielt der Satz „es sind unterschiedliche Positionen hinsichtlich der Zulassung von Frauen zum Diakonenamt deutlich geworden. Einige halten diesen Schritt für inakzeptabel, da er nicht in Kontinuität mit der Tradition steht. Für Andere dagegen würde die Zulassung von Frauen zum Diakonat die Wiederaufnahme einer Praxis aus der Anfangszeit der Kirche darstellen“, die höchste Zahl an Nein-Stimmen überhaupt (69).

Auch die Frage „Zulassung von Frauen zum Diakonat »theologisch und pastoral« weiter zu behandeln, bekam mit 67 Nein-Stimmen die zweithöchste Zahl von Ablehnungen“.

Von den „Vorschlägen“ erhielt der Antrag, die Wiederherstellung des dreistufigen Weiheamtes durch das Zweite Vatikanum und ihre Auswirkung auf die Frage der Diakoninnen weiter zu untersuchen 61 Nein-Stimmen. Die „noch zu behandelnde Frage“ nach dem verpflichtenden

Charakter des Zölibats in der lateinischen Kirche, bekam die signifikant hohe Zahl von 55 Nein-Stimmen.

Wenn im Rahmen der „Deutungshoheit“ Bischof Bätzing von Limburg von einem „enormen Schritt nach vorn“ für den deutschen Synodalen Weg spricht, wird diese Aussage von den Ergebnissen der Weltsynode nicht bestätigt.

Quelle: Guido Horst, Die Tagespost, 13.11.23, S. 11.

Hubert Gindert

Zur Hilflosigkeit der säkularen Welt wegen des Überfalls von Hamas auf Israel

Wie sieht eine Lösung aus, wenn Hass und Vernichtungswille auf den Willen zum Überleben treffen? Kriege können keine Lösung erzwingen. Die säkulare Welt zeigt sich hilflos.

Ein Teil der menschlichen Gesellschaft hat sich im Verlauf ihrer Geschichte zu der Lösung „Aug‘ um Aug‘ und Zahn um Zahn“ durchgerungen. Das war ein Fortschritt gegenüber der Vernichtung des Gegners oder gegenüber der maßlosen Gewalt. Aber wie soll diese Lösung in einem modernen Krieg mit Bomben und Raketen und hunderttausenden Zivilisten auf beiden Seiten aussehen? Sie ist nicht mehr praktikabel.

Um klar zu stellen: Natürlich gibt es für jedes Volk das Recht auf Existenz und auf Selbstverteidigung, wenn es angegriffen wird. Es ist unrealistisch auf die übergeordnete Gemeinschaft, z.B. auf EU oder die UN mit dem Gegenschlag zu warten, insbesondere wenn der Erstschlag die endgültige Niederlage und Vernichtung bedeuten kann.

Die Geschichte kennt „Erbfeindschaften“, z.B. zwischen Frankreich und Deutschland. Der sinnlose Erste Weltkrieg hat auf beiden Seiten Millionen das Leben gekostet. Im Zweiten Weltkrieg dauerte der Krieg gegen Polen nur siebzehn Tage. Er hat aber mit der sechsjährigen Besatzungszeit Millionen den Tod gebracht. Im europaweiten Vernichtungskampf der Nationalsozialisten wurden rund sechs Millionen Juden umgebracht. Am 7. April 1994 dauerte der Massenmord der Hutu gegen die Tutsi bis Mitte Juli 1994. In diesem Völkermord wurden 800.000 Menschen umgebracht.

Wie ist es möglich, dass sich bei diesen Massenmorden nicht nur die unmittelbaren Täter an den Verbrechen schuldig gemacht haben, sondern auch „unpolitische“ Menschen damit sympathisierten? Das wird dann möglich, wenn es gelingt, die andere Rasse, die Andersgläubigen oder die Andersdenkenden als Feinde der Menschheit so abzustempeln, dass die Meinung aufkommt, man müsse sich von ihnen befreien. Es wird ihnen das Menschsein und zugleich das Existenzrecht abgesprochen. Die Hutu haben z.B. die Tutsi vor dem Völkermord als „Kakerlaken“ bezeichnet.

Die säkulare Welt zeigt sich, auch, wenn sie dieses Denken nicht billigt, hilflos, Restbestände der Humanität zu retten. Die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtet (22.10.23): „Der Streit hat keine Pausen – Die EU-Staaten ringen im Umgang mit Israel und dem Gazastreifen um Formulierungen“. Der weitere Text dazu spricht von „lächerlichen Diskussionen über den entsprechenden Passus in der Abschlusserklärung“.

Die Lösung liegt in der Bereitschaft zur Versöhnung!

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben Robert Schumann, Konrad Adenauer und Alcide De Gasperi in der „Erbfeindschaft“ zwischen Frankreich und Deutschland mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) eine tragfähige Lösung gefunden, die auch zur Gesinnungsänderung bei den Menschen geführt hat. Mit Israel wurde ein Vertrag ausgehandelt, der beide Völker nähergebracht hat. Inzwischen gibt es viele Begegnungen, insbesondere bei der Jugend, zwischen Israelis und Deutschen. Die polnischen und deutschen Bischöfe haben eine Versöhnung der beiden Völker in Gang gesetzt, die die Menschen einschließt.

Es geht also um Aussöhnung. Das ist eine christliche Haltung. Keiner hat sie glaubwürdiger vorgelebt als Jesus. Er hat am Kreuz den Spöttern und Lächerern verziehen. Das bedeutet keine Akzeptanz des Unrechts. Seine Aufforderung, die „andere Wange hinzuhalten“ ist der Aufruf, den Kreislauf von Schlag und Gegenschlag zu unterbrechen, damit ein neues Denken aufkommen kann.

Niemand weiß, ob die heutige Lage im Gazastreifen sich kriegerisch ausweiten wird. Aber selbst,

wenn das passiert, kommen die Überlebenden nicht an der Frage vorbei, wie Aussöhnung aussehen kann. Wer eine Aussöhnung für unrealistisch hält, sollte zugeben, dass er keinen Schlüssel für die Zukunft hat.

Hubert Gindert

Haben Israelis und Palästinenser eine gemeinsame Zukunft?

Tom Segev ist einer der einflussreichsten Historiker Israels. Mit seinen 78 Jahren kann er auf eine lange Zeit der Geschichte zurückblicken. Er sagt in einem Interview (Augsburger Allgemeine Zeitung, 14.11.23): „Dieser Krieg hat kein Ziel für die Zukunft.“ „Es gab seit der Gründung des Staates Israel nie einen so schlimmen Tag wie den 7. Oktober. Fast 2000 Menschen wurden auf brutalste Weise umgebracht. Die Hamas hat ihre Gräueltaten sogar noch gefilmt und hunderte Geiseln genommen ... Ein Krieg ist auch immer eine Propagandaschlacht ... Die Hamas gibt Pressekonferenzen, sie ist auf den sozialen Medien“. Segev: „ich bin sehr pessimistisch aber es stimmt: Der schlimmste Krieg, den wir bis jetzt hatten, der Jom-Kippur-Krieg von 1973 brachte einen Friedensvertrag mit Ägypten hervor“, und auch mit Jordanien. Auf die Frage „Viele hoffen nach wie vor auf die Zwei-Staaten-Lösung, ist das realistisch?“ meint Segev: „Nein, die Zwei-Staaten-Lösung ist schon seit Jahren nicht mehr realistisch. Es ist eine Illusion, ... der Versuch, sich an eine meiner Meinung nach falsche Hoffnung für den Frieden zu klammern. Dieser Konflikt dauert seit 100 Jahren an ...“. Auf die Frage: ... „Hat die muslimische Welt nicht die Palästinenser immer wieder im Stich gelassen?“ meint Segev: „Ja absolut immer haben sie die Palästinenser im Stich gelassen. Als Ägypten Frieden geschlossen hat mit Israel, haben sie die Palästinenser im Gazastreifen im Stich gelassen. Als Jordanien Frieden mit Israel geschlossen hat, haben sie die Palästinenser im Westjordanland im Stich gelassen. In den vergangenen 50 Jahren hat die ganze Welt hingegenommen, dass Israel die Bürgerrechte der Palästinenser verletzt hat“ sagt er selbstkritisch. „Das Problem ist: Wenn man die Palästinenser unterstützt, unterstützt man damit oft

auch die Hamas. Dabei wäre es für die Palästinenser das Beste, wenn diese Palästinenserorganisation zerstört wäre, oder zumindest nichts mehr zu sagen hätte“... Die Frage ist, ob ein Friedensvertrag nach diesem Krieg mit den Palästinensern des Gazastreifens möglich ist?

Das Verhältnis Israels zu den Palästinensern hat nur eine Zukunft, wenn der seit 7. Oktober andauernde Krieg schlussendlich zu einer Aussöhnung führt. Für diese Aussöhnung scheiden wohl die Anführer von Hamas aus, ebenso die islamistischen Führer des Irans mit ihrem verlängerten Arm der Hisbollah, außerdem Erdogan von der Türkei und Assad von Syrien, von Israel wohl der Ministerpräsident Netanjahu. Als Schlichter und Vermittler scheiden auch solche im Westen wie Fatima Seri aus. Nicht deswegen, weil sie Demos für die Palästinenser organisiert. Das wäre ihr verfassungsmäßiges Recht in Deutschland. Sie vertritt aber Forderungen, die Ausgleich und Versöhnung unmöglich machen, z.B.: „Wir wollen Palästina komplett zurückhaben.“ An einen Staat Israel oder dessen Existenzberechtigung glaubt sie nicht und lehnt deshalb auch eine Zwei-Staaten-Lösung ab. Mit ihrer Parole „from river to the sea“ die inzwischen verboten ist, meint sie nichts anderes als die Zerstörung des israelischen Staates. Internationale Identifikationsfiguren, die Israel ein Existenzrecht absprechen, sind solche wie die amerikanische Philosophin Judith Butler, die Israel „kolonialen Rassismus“ und unter Leid ausschließlich palästinensisches Leid versteht. Judith Butler hält Hamas für eine „soziale Bewegung“ und einen Teil der „globalen Linken“ (Rudi Weis, Augsburger Allgemeine Zeitung, 14.11.23).

Hubert Gindert

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Januar 2024

Für die Gabe der Vielfalt in der Kirche

Wir beten, dass der Heilige Geist uns helfe, die Gabe der verschiedenen Charismen innerhalb der christlichen Gemeinschaft zu erkennen und den Reichtum der verschiedenen liturgischen Traditionen der katholischen Kirche zu entdecken.

Titelbildbeschreibung



Anbetung der Könige

Das Bild hängt heute in der Casa Cavassa in Saluzzo. Es wurde 1530 von Jacopino Longo (+ nach 1542) gemalt.

In einem ruinierten Haus, erinnernd an das zerfallene „Haus Davids“, begegnen sich die hl. Familie und die drei Könige mit ihrem Gefolge. Die Heiligkeit der Familie und der Könige wird durch den jeweiligen Nimbus angezeigt. Maria ist hier als „Sitz der Weisheit“ zu sehen, der Thron des göttlichen Sohnes, zugleich wird an Salomon erinnert, vgl. auch Psalm 72,10.

Auf Mariens Mantel ist ein Sternangebracht, der Morgenstern, als Bezeichnung für Maria (s. lauretanische Litanie). In ihrem Rücken steht Joseph in Orantenhaltung. Die Könige vertreten in der Reihenfolge der Christianisierung die damals bekannten Erdteile. Mit Melchior kniet Europa vor dem Kind. Aus Hochachtung vor dem König der Könige hat er seine Krone abgenommen. Die phrygische Mütze, welche Balthasar trägt, zeigt, dass er aus Asien kommt. Caspar kommt aus Afrika, das erst nach Europa und Asien christianisiert wurde.

Vier Personen im Königsgefolge könnten Porträts bestimmter Personen wie Maler und/oder Stifter dieses Bildes sein.

Die Gaben der Könige bedeuten: Weihrauch für die Göttlichkeit des Kindes, Gold seine Königswürde. Myrrhe verweist auf seinen priesterlichen Rang und auf die Grablegung. Nach der Legenda Aurea soll allerdings Bernhard von Clairvaux den Geschenken einen recht praktischen Nutzen zugewiesen haben: Das Gold half die materielle Not der Jungfrau zu lindern, der Weihrauch den Stallgeruch zu verdrängen und die Myrrhe lästige Fliegen zu vertreiben.

Alois Epple

Bücher

Das Buch „**Freispruch durch den obersten Gerichtshof**“ ist der dritte Band des Gefängnistagebuchs von George Kardinal Pell. Das gebundene Buch ist im Media Maria Verlag erschienen, kostet 22,- und hat 416 Seiten, ISBN-Nr. 978-3-9479315-2-1.

Es umfasst den Zeitraum von Dezember 2019 bis April 2020.

Im März 2019 war Kardinal Pell zu sechs Jahren Haft verurteilt worden. Ihm wurde vorgeworfen, er habe 1996 einen 12-jährigen und einen 13-jährigen Chorknaben missbraucht. Im November 2019 hatte der High Court entschieden, Pells Berufung zuzulassen.

Kardinal Pell schildert seinen Gefängnisalltag nüchtern und sehr konkret. Er ist durch zahlreiche Briefe, die ihm viel Zuspruch bieten, durch seltene Besuche und auch durch die Möglichkeit Fernsehen zu können, mit der Außenwelt verbunden.

Man merkt, wie sehr er sich bemüht, seinen regen Verstand zu benutzen, informiert zu bleiben, und weiterhin am Leben teilzunehmen. Immer wieder kommt die Auseinandersetzung mit dem Unrecht, das ihm mit den ungerechtfertigten Vorwürfen widerfährt, zum Tragen.

Konkret wird das durch den Umgang der Wachhabenden mit ihm. Sorgfältig ist er darauf bedacht, sich nicht die Überzeugungen seiner Kerkermeister zu eigen zu machen, um nicht dem Stockholm-Syndrom zu verfallen. (Unter Stockholm-Syndrom versteht man die Veränderung des Verhaltens eines Opfers während bzw. nach einer Geiselnahme. Das Opfer entwickelt dabei oft positive Gefühle wie Sympathie oder Verständnis für den Geiselnahmer). Gleichzeitig will er aber den Wachhabenden, die ja nur ihren Dienst versehen müssen, auch nicht das Leben schwer machen und ihnen gerecht werden. Diesen Zwiespalt schildert er offen und nachvollziehbar.

Im Januar 2020 wird er in ein anderes Gefängnis verlegt, nachdem eine Drohne illegal das Gefängnis überflogen hatte.

Im neuen Gefängnis hat er mehr Platz, vor allem aber Kontakt zu drei Mitgefangenen. An der Art, wie er diese schildert, erkennt man, dass er in Haft nichts von seiner freundlichen und zugewandten Art verloren hat, auf Menschen zuzugehen.

Seine Hoffnung auf ein gerechtes Verfahren bei der Berufung wächst im Laufe der Zeit, denn die Beweislage ist sehr eindeutig. Der Belastungszeuge geht z.B. offenbar davon aus, dass die Sakris-



tei zum fraglichen Zeitpunkt ebenso eingerichtet wäre wie heute – es hatte aber zwischenzeitlich ein größerer Umbau stattgefunden.

Es kommt wie erhofft, und am 7. April 2020 verfolgt Pell über das Fernsehen seinen Freispruch.

Er wird nun freigelassen, nicht ohne dass ein Wachhabender es mit „Wunder gibt es immer wieder!“ kommentiert. Pell antwortet mit Gelassenheit: „Das war kein Wunder. Das war Gerechtigkeit.“

Kardinal Pell war zu Unrecht beschuldigt worden, und war zu Unrecht 13 Monate in Haft.

Ihm widerfuhr zuletzt doch noch Gerechtigkeit. Vielleicht ist das ja doch ein Wunder. Auf jeden Fall ist er uns ein Vorbild darin, wie wir Christen mit solchen uns ähnlich widerfahrenden Ungerechtigkeiten umgehen können.

Kardinal Pell hat sich um einen guten Tagesablauf und um den Erhalt seiner körperlichen und geistigen Gesundheit bemüht. Er blieb so stark in Verbindung mit der Außenwelt, wie das eben möglich war. Gleichzeitig war er sehr treu im Gebet, vor allem auch für die Missbrauchsoffer.

Daneben hat er auch seine Gaben eingesetzt, um weiterhin der Kirche dienen zu können.

Er ist einen Weg der Versöhnung und der Liebe gegangen – aber immer mit der vollen Wahrheit.

Das Buch kann als Aufruf verstanden werden, denselben Weg zu gehen.

Barbara Bannenberg

„Der Oberbayerische Fest-Täg- und Alte-Bräuch-Kalender 2024“, ISBN 978-3-9822175-1-2, raab Verlag, Tel.: 08801-915452, Preis: 16,50 Euro.

Ein Traditionsschatzkistl, in dem neben dem rund 2000 besonderen Brauchtumsveranstaltungen in Bild und Text, Farbreportagen über interessante Menschen in unserer Heimat, Bräuche, Kunsthandwerk, Wallfahrten, Rite, Krippen, Trachtler- und Schützenfeste, Volksmusik, alte Geschichten und Sagen, Kumedi, Rezepte und Gesundheitsratschläge sowie ein umfangreiches Kalendarium und vieles mehr enthalten sind. Der Oberbayerische Festtagskalender ist nicht nur für traditionsbewusste und brauchtumsverbundene Bayern interessant. Er ist auch für jene, die nach Alt-bayern kommen, um es kennenzulernen, eine hervorragende Vorbereitung.

Leserbrief zum Bericht:

„Frauenpriestertum? Jesus hat mit Frauen etwas anderes vor“

aus „Der Fels“ vom November 2023

Es ist sehr bedauerlich, ja äußerst traurig, dass sich unsere offiziellen kirchlichen Medien nie so entschieden gegen das Priestertum der Frau einsetzen, wie es in Ihrem Bericht dargelegt wird. Immer wieder kommen Journalisten und Leser zu Wort, die das Frauenpriestertum propagieren, statt den Frauen und Müttern ihre einzigartige und schöne gottgegebene Rolle mit allen Facetten vor Augen zu führen. Das zeigt uns, wie wichtig es ist, dass wir die allerseligste Jungfrau Maria, als Tochter des ewigen Vaters, als Mutter des Sohnes und als Braut des Heiligen Geistes öfters und öffentlicher anrufen.

Evi Schmid, 85244 Röhrmoos

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8 ,85051 Ingolstadt
- Diakon Florian Kopp
Pitzlinger Str. 1
86932 Pürgen
- Ingo Potthast
Quendelweg 3
26160 Bad Zwischenahn
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

Beichtpriester

Fortbildung

8.1. - 11.1.2024

www.marienfried.de
Marienfriedstr. 62,
89284 Pfaffenhofen a. d. Roth
Telefon 07302-9227-0
mail@marienfried.de



Foto- und Quellennachweise:

3, 6, 7, 12-17 privat; 4 By Chabe01 - Own work, CC BY-SA 4.0; 8 R. Fobes; 9 links: piqsels.com-id-zjbg, rechts: By Daniele Crespi - Kunsthistorisches Museum; 11 St. Rombouts-Kathedrale, Mecheln; 18 Christus und Abt Menas wiki commons; 19 Pius XII. in Memoriam, Rom 1984, Cover; 21 Ingo Potthast; 22, 25 oben: unsplash Gabriella Clare Marino; 22-25 Heidi Schramm/Ursula Zöllner; 23 unsplash Alan Liu; 25 unten rechts: piqsels.com-id-fmqsu; 26 unsplash Stefan Kunze; 27 pexels Italo-melo-2356140; 32 Literatur: Ian Kershaw, Hitler: 1889-1945, München 2009; Fotonachweis: Helmut Moll, Zeugen für Christus, F. Schöningh-Verlag, 2010, Band 1, S. 239

Gedenken an
Dr. Karl-Maria Heidecker



Unser Freund Dr. Karl-Maria Heidecker ist am 10. November 2023 verstorben. Karl-Maria war tätig in der „Initiativkreisbewegung katholischer Laien und Priester“. Er nahm an unseren Zusammenkünften regen Anteil, auch an der „Theologischen Sommerakademie“ des Initiativkreises Augsburg. Dr. Heidecker war Gründungsmitglied des „Forums Deutscher Katholiken“ und er war aufmerksamer Leser und Förderer der Zeitschrift „Der Fels“. Bis ins hohe Alter nahm er an den Vorgängen der katholischen Kirche regen Anteil. Wir bewahren ihm ein dankbares Gebetsgedenken!

Spendenaufwurf

DER FELS

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering



Pfarrer Gustav Albert Vogt setzt ein Zeichen

Im Jahr 1934 formulierte der Staatssekretär im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft die Maxime: Es sei die Pflicht jeder Person im Dritten Reich, „zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegenzuarbeiten“, ohne auf Anweisung von oben zu warten. Damit war die Position Hitlers als Heilsbringer in den Massen verankert. Der Angriff auf die Wurzeln der abendländischen Kultur hatte in Hitler sein Epizentrum.

Wer seinen Retter in Jesus Christus sah, wer an die Menschwerdung Gottes, den Tod am Kreuz und die Auferstehung von den Toten glaubte, der sah seinen Platz nicht in dem Neuheidentum der Nazis.

Um für diesen Glauben ein Zeichen zu setzen, bedurfte es oftmals heldenhaften Mutes. Ein wahrhaft riesiges Zeichen setzte Pfarrer Gustav Vogt im Eichsfeld.

Gustav Albert Vogt wurde am 9. April 1890 in Küllstedt geboren. Am 3. August 1914 empfing er im Dom zu Paderborn die Priesterweihe. Nach einem einjährigen Dienst

als Sanitätssoldat im Ersten Weltkrieg und seiner Zeit als Vikar kehrte Vogt 1930 ins Eichsfeld zurück. Er war Pfarrer von St. Peter und Paul in Deuna mit der Filialgemeinde St. Martin in Vollenborn. Er galt als eifrig, steng, aber auch als volkstümlich.

Schon sehr bald erkannte Vogt die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen christlichem Glauben und der Weltanschauung der NS. Ab 1933 sahen die Nazis in ihm einen Feind ihres Regimes. Nun begann Pfarrer Vogt mit dem Bau eines monumentalen Kreuzes südwestlich von Deuna am Fuße des Höhenzuges Dün. Der erste Spatenstich erfolgte am 19. September 1934. Im Sommer 1935 war das Kreuz fertiggestellt. Es ist ein massives Steinkreuz aus heimischem Muschelkalk und hat eine Höhe von 15 Metern. Im August 1935 wurde es vom Bischof von Fulda eingeweiht. Den Sockel des Kreuzes ziert eine Zeile aus dem Eichsfeldlied von Pfarrer Hermann Iseke: „Heim, wo das Kreuz vom Hügel ragt und dir von Gottes Liebe sagt!“

Nachdem ein erster Verhaftungsversuch am Widerstand der Dorfbevölkerung gescheitert war, wurde Vogt von einem Lehrer wegen regimekritischer Äußerungen angezeigt. Am 9.10.1940 wurde er während des Beichthörens in der Filiale Vollenborn von zwei Beamten der Gestapo abgeholt.

Wegen „Heimtücke“ wurde er zu Gefängnishaft verurteilt und anschließend in das KZ Dachau, Priesterblock 26, Zimmer 3, überstellt. Er starb an den Folgen von Folter und Hunger am 12. Juli 1942. Ein Mitgefangener berichtete: „Wir feierten in Dachau ein Requiem für den Verstorbenen. Eine Ansprache zeichnete Gustav – so war er bei allen bekannt – als ‚Priester im Häftlingskleid‘. Mehr als um manch anderen Priester wurde unter den Häftlingen um Pfarrer Vogt getrauert. Ein Beweis für die Liebe und Anhänglichkeit, die er sich durch seine stille Art erworben hatte. Er hat bis zum Tod der Diözese Fulda alle Ehre gemacht.“

Hermann Rieke-Benninghaus